Tugendhafte
Gesinnungen und Thaten
von
Heiden, Juden und Türken,
in
Erzählungen
für
Leser aus allen Ständen.

Herausgegeben
von
Karl Prugger von Pruggheim.

Erstes Bändchen.

München, 1802.
Bey Joseph Lindauer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Job und Melchisedech gehörten nicht zum auserwählten Volk, und sind doch Heilige Gottes! Von ihnen weiß man's. Vielleicht Millionen, von denen man es nicht weiß.

Dahlberg, Bischof zu Konstanz
über das Universum.

Nro. 5929.

Tugendhafte Gesinnungen von Heiden 2c.

Imprimatur.

München den 3. April 1802.

Churf. Büchercensur-Spezialkommission.
Westenrieder, Direktor.
Von Bube.

Dem

hochgebornen, durchläuchtigsten

Fürsten und Herrn Herrn

Karl Eugen,

des

heil. röm. Reichs Fürsten von Lamberg, Freyherrn zu Ortenegg, und Ottenstein, auf Stockern und Amerang, Herrn der Herrschaften Steyr, Götzendorf, und Berg im Lande ob der Ens; Schihowitz, Schiowetz, Raby, Kallenitz, und Kladrub im Königreiche Böhmen, Inhaber der in der gefürsteten Grafschaft Tyrol gelegenen Stadt und Herrschaft Kizbühel, Kapsburg, Lewenberg, und Münichau, des hohen kurpfälzischen St. Huberts Ordens Ritter, wie auch Ehrenritter des hohen Maltheser Ordens, Sr. k. k. apostol. Majestät Kämmerer, Oberst-erblandkämmerer, und Obersterblandjä-

germeister des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens, Oberſterblandſtallmeiſter in Krain, und der Windiſchen Mark, Erbtruchſeß des Erzſtiftes Salzburg, und Erbmarſchall im Hochſtifte Paſſau, Grande von Spanien, und Kaſtilien der erſten Klaſſe ꝛc. ꝛc.

widmet

dieſe tugendhaften Geſinnungen und Thaten

in

tiefſter Ehrfurcht und Unterthänigkeit

der Herausgeber.

Vorrede an den Leser,

für

welchen diese Schrift bestimmt ist.

Durch die Sittenlehren, lieber Leser! die du in diesen tugendhaften Gesinnungen und Thaten von Heiden, Juden und Türken findest, hoffe ich, dir einen dreyfachen Nutzen zu gewähren. Erstens den Nutzen, den überhaupt alle durch Beyspiele versinnlichte Lehren stiften; zweytens flössen sie uns eine wärmere Nächstenliebe auch gegen solche Menschen ein, die dem Namen nach keine Christen sind, und drittens sol-

len sie in uns eine heilsame Beschämung, und größere Demuth bewirken.

Ich wünsche, daß ich diese Absicht bey recht Vielen erreiche.

Du wirst dir übrigens hoffentlich nicht einbilden, lieber Leser! daß diese kleine Sammlung, die ich nur, um sie dir nicht zu vertheuern, nicht vergrößerte, alle tugendhafte Gesinnungen und Thaten, die man von Heiden, Juden und Türken weiß, in sich begreife, oder, daß ich mit ängstlicher Auswahl nur das Glänzendste auserkohren habe; ich biethe dir nur dar, was sich mir ohne mühsames Suchen darboth, und was ich

für hinlänglich halte, bey nachdenkenden Lesern vorgenannte Absicht zu erreichen.

So gerne ich aber einerseits nach dem Willen und Beyspiele Jesu deine Nächstenliebe zu erweitern, und mehr Achtung, Schonung und Bescheidenheit gegen Menschen, die Nichtchristen heissen, zu befördern suchte; eben so wenig wollte ich dir andrerseits von selben eine gar zu hohe Meynung beybringen. Glaube nicht, daß jene Menschen, deren Gesinnungen und Thaten du hier liesest, und die allerdings Bewunderung, Verehrung und Nachahmung verdienen, übrigens ganz fehlerfreye Menschen gewesen sind. Der beste Mensch, er mag Simon,

oder Petrus, Saulus, oder Paulus heissen, er mag sich zu was immer für einer Religionsparthey bekennen, ist nur ein Mensch. Es giebt hier auf Erden, im Lande des Anfanges, so wenig eine sich allzeit gleiche, beständige, ganz vollendete Tugend, als es einen Berg ohne Thal, oder Licht ohne Schatten giebt. Wer nie gefehlt hat, ist mehr als Mensch.

Lebe wohl, und erbaue dich!

Inhaltsanzeige.

Damon und Pythias, oder die Freundschaft zweyer Heiden. Seite 1.

Männliche Freymüthigkeit gegen einen König stiftet die Aussöhnung einer großen Feindschaft zwischen Vater und Sohn. S. 12.

Verstand und Herzhaftigkeit eines Weibes, und die Großmuth eines Königs. S. 15.

Ein weiser Mann strebt nicht nach Gütern, die ein König geben kann. S. 16.

Die Dankbarkeit eines Königs gegen den Lehrer seines Prinzen. S. 18.

Edelmüthiges Vertrauen eines Königs auf einen verläumdeten Freund. S. 19.

Ein weiser Fürst wendet von den Seinigen einen verderblichen Krieg ab. S. 22.

Kindliche Liebe des mächtigsten Königs gegen seine Mutter. S. 23.

Die Liebe eines Kronprinzen gegen seinen Vater. S. 24.

Die Keuschheit eines jungen Königs. S. 25.

Ein junger König lebt am üppigsten Hofe enthaltsam. S. 27.

Ein junger König theilt die Beschwerlichkeiten des Krieges brüderlich mit seinen Leuten. S. 29.

Nachahmungswürdige Kriegszucht. S. 31.

Die Köche eines Königs. S. 31.

Die Großmuth eines Königs gegen einen gefangenen Feind. S. 32.

Die Freygebigkeit eines Königs, der diese Kunst verstand. S. 33.

Aristides in Ehren und Unehren. S. 35.

Aristides als Kläger. S. 36.

Aristides als Richter. S. 37.

Aristides als Schatzmeister. S. 37.

Aristides als Feldherr. S. 39.

Aristides im Kampfe für das Vaterland. S. 41.

Aristides als Sieger. S. 41.

Der aus dem Vaterlande verstossene Aristides. S. 42.

Der zurückgewünschte Aristides. S. 44.

Aristides im Kriegsrath vor der Schlacht. S. 46.

Aristides im Kriegsrath nach der Schlacht. S. 47.

Aristides antwortet im Namen seines Vaterlandes Freunden und Feinden. S. 48.

Aristides stillt durch seine Weisheit einen unzeitigen Rangstreit. S. 51.

Aristides vereitelt durch die nützlichste Schonung die gefährlichste Verschwörung. S. 52.

Die Rechtsinnigkeit eines ganzen Volkes. S. 54.

Aristides als Steuereinnehmer von ganz Griechenland. S. 55.

Eine sehr schöne Eigenschaft eines Feldherrn. S. 56.

Aristides weigert sich, einem Anverwandten durch ein falsches Zeugniß das Leben zu retten. S. 57.

Betragen des Aristides gegen seinen ärgsten Feind. S. 59.

Hinterlassenschaft des Aristides. S. 60.

Wer ist glücklich zu preisen? S. 61.

Wie man mit Fürsten reden soll. S. 65.

Was dem König Krösus die kurze Gegenwart des Solon nützte. S. 66.

Wie Numa die Bothen empfieng, die ihm ein Königreich brachten. S. 68.

Wie Numa regierte. S. 70.

Wie Numa begraben wurde. S. 72.

Die Freundschaft des Marzius. S. 73.

Luzilius in der Schlacht bey Philippi. S. 79.

Der Rabbi und sein Weib. S. 82.

Das Nachtgebeth eines Wilden. S. 85.

Eine Tochter, die für den Vater büssen will. S. 87.

Ein Frankfurter Jude. S. 89.

Der Mohr und der Spanier. S. 93.

Die Tochter des Kleomenes. S. 96.

Ein rechtsinniger Israelite. S. 97.

Murray und Kudiok. S. 98.

Der glückliche Nadelfinder. S. 101.

Der Wilde und der Engländer. S. 103.

Ein Gegenstück zum Frankfurter Juden. S. 104.

Die Erben des Eudamidas von Korinth. S. 111.

Der Schwede und der Dey. S. 112.

Benjamin Asche. S. 114.

Ein Heide predigt Christen. S. 115.

Lykurgs Selbstverläugnung. S. 116.

Lykurgs Rache. S. 118.

Lykurgs Lehre von der Erziehung. S. 120.

Ein Mann, ein Wort. S. 121.

Die Rache des Fabius. S. 122.

Der gerettete Minuzius. S. 130.

Großmuth der Römer gegen den Terrenzius Varro. S. 133.

Paulus Aemilius und Kornelius Lentulus in der Schlacht bey Kannä. S. 136.

Wie Fabius einen Vaterlandsverräther strafte. S. 138.

Wie Fabius mit einem Soldaten verfuhr, der nächtlicher Weile seinen Posten verließ. S. 139.

Wie Fabius den Tod seines einzigen Sohnes aufnahm. S. 141.

Wie Fabius begraben wurde. S. 141.

Die Rache des Nizias. S. 142.

Die Rache des Marzellus. S. 145.

Timoleons Bruderliebe. S. 147.

Timoleons Vaterlandsliebe. S. 149.

Die Gerechtigkeit der Stadt Korinth. S. 150.

Wie sich Timoleon gegen die durch ihn geretteten Sizilianer betrug. S. 153.

Wem Timoleon seine großen und glücklichen Thaten zuschrieb. S. 155.

Wie sich Timoleon gegen seinen Feind Lamestus betrug. S. 155.

Wie sich Timoleon gegen die Beschuldigungen des Demänetus verantwortet hat. S. 156.

Wie dem Timoleon in seinem Alter begegnet worden ist. S. 156.

Wie Timoleon begraben wurde. S. 158.

Die Duldung eines Kaisers in unverschuldeten Leiden. S. 160.

Wie Luzius Aemilius Paulus hätte reich werden können. S. 161.

Die Genügsamkeit und Verträglichkeit der Aelier. S. 162.

Was Luzius Aemilius Paulus nach einem großen Siege für eine Anrede hielt. S. 163.

Wie Luzius Aemilus Paulus mit den überwundenen Griechen verfuhr. S. 165.

Wie Luzius Aemilius Paulus nach dem Siege über den Perseus sich und die Seinigen belohnte. S. 166.

Wie Luzius Aemilius Paulus den Tod seiner Kinder ertrug. S. 167.

Leichenbegängniß des Luzius Aemilius Paulus. S. 175.

Was dem Markus Kato die Nachbarschaft eines grossen Mannes nützte. S. 177.

Wie Kato in Rom lebte. S. 179.

Wie sich Kato als Statthalter von Sardinien betrug. S. 180.

Wie er mit seinen Soldaten die Beute theilte. S. 181.

Wie Kato eine öffentliche Mißhandlung aufnahm. S. 182.

Was Kato für ein Ehemann und Vater war. S. 182.

Die Dienstfertigkeit des Philopömen. S. 184.

Wie Kato der Jüngere seine Soldaten abrichtete. S. 185.

Wie sich Luzius Murena gegen diesen Kato betrug. S. 187.

Wie männlich und unerschrocken Kato das Wohl seines Vaterlandes besorgte. S. 188.

Wie sich der König Pyrrhus gegen seine Diener betrug. S. 191.

Wie Pyrrhus mit seinen Verläumdern verfuhr. S. 191.

Wie er seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren ließ. S. 192.

Kineas und Pyrrhus. S. 192.

Fabrizius und Pyrrhus. S. 195.

Was Zimon für einen Gebrauch von seinem Vermögen machte. S. 200.

Wie Zimon die Geschenke des Rhösakes aufnahm. S. 201.

Was Zimon gegen seine Feinde für eine Rache ausübte. S. 202.

Wie Fabrizius die Gesandten der Samniter abgefertiget hat. S. 204.

Phozion als Feind und als Freund. S. 205.

Wie Phozion die Freygebigkeit Alexanders des Großen benützte. S. 207.

Der Schmuck der Gemahlinn Phozions. S. 209.

Wie sich Phozion gegen Harpalus betrug. S. 211.

Wie Phozion die Anträge des Menillus und Antipaters aufnahm. S. 212.

Phozions letzter Wille. S. 213.

Wie rühmlich der König Agis aus der Art geschlagen hat. S. 214.

Wie dieser tugendhafte König mit seiner Mutter und Großmutter starb. S. 214.

Die Feinde des Demosthenes. S. 220.

Wie edelmüthig die Athenienser dem Demosthenes verziehen haben. S. 222.

Was der weise Seneka für das Wissenswürdigste gehalten hat. S. 223.

Damon

Damon und Pythias, oder die Freundschaft zweyer Heiden. *)

Es war einst eine Zeit, da die Stadt Syrakus in Sizilien unter der Tyranney eines gewissen Dionysius seufzte. Mit List und Waffen hatte sich dieser Wütherich eines fremden Thrones bemächtiget, und mit Schrecken und Grausamkeit suchte er denselben zu behaupten. Die unglücklichen Unterthanen fühlten die ganze Schwere seines Druckes. Sie mußten aber schweigen, und jeden, noch so gerechten, Seufzer ersticken; denn die leiseste Klage hätte für ein Verbrechen der beleidigten Majestät gegolten.

*) Uebersetzt von mir aus der Raccolta di Novelle morali, vere, interessanti, ed istruttive, date alla luce da Giovanni Giacomo Schaz, in Augusta 1794. Den Hauptinhalt der Geschichte erzählt eben so Cicero de off. 3, 10. Valer. M. 4, 7. Diodor. sic. 6. etc.

Mitten in dieser allgemeinen Noth konnte ein gewisser Pythias, ein feuriger, entschlossener Jüngling, die Empfindungen seines Widerwillens nicht mehr bändigen. Er erkühnte sich, als er einst wieder ein Beyspiel von der Grausamkeit des Tyrannen sah, seine Stimme zu erheben, und laut sein armes Vaterland zu beklagen. Aber dieser unzeitige Eifer kam ihm theuer zu stehen. Die Auskundschafter und Lauerer, die der König überall in seinem Solde hielt, brachten ihm eilends diese Nachricht. Der Tyrann glühte vor Wuth, und schwur, eine schreckliche Rache zu nehmen. Alsogleich sieht sich der Jüngling von einem Schwarm feiler Diener umgeben, und ins Gefängniß gerissen.

Auf dem Wege in den Kerker begegnet ihm Damon, ein Jüngling von seltner Tugend, den Pythias, wie sich selbst, liebte. Von dem lebhaftesten Schmerze bey diesem Anblicke gerührt, nähert er sich ihm, und sagt voll Wehmuth: Ach! was ist das, mein lieber Pythias! Was hast du gethan? Hat dich vielleicht eine Unbesonnenheit, eine übergehende Aufwallung — — ?

Ja, lieber Damon! erwiederte Pythias, was du oft vorgesagt hast, ist endlich geschehen. Ich

wußte dir nicht nachzuahmen; vermochte nicht, deinem Rathe zu folgen. Lange habe ich dem Tyrannen nur heimlich geflucht; lange that ich mir selbst Gewalt an, um dir zu gehorchen. Aber endlich konnte ich meinen Unwillen nicht mehr bergen. So viele Beyspiele der Grausamkeit überwältigten mein Schweigen. Ich sehe wohl ein, daß ich sterben muß; aber lieber den Tod, als eine so schimpfliche Sklaverey. Nur mein alter Vater, mein liebes Weib, und meine Kinder dauern mich. Dir, Freund! dir empfehle ich sie; tröste sie statt meiner; stehe ihnen bey, und ich gehe kummerlos meinem Schicksal entgegen.

Die Diener des Dionysius erlaubten den zwey Freunden nicht, mehr miteinander zu reden. Mit grausamer Gewalt wurden sie von einander gerissen, Pythias in den Kerker geschleppt, und dem Damon nicht gestattet, ihm dahin zu folgen.

Gebeugt von dem bittersten Schmerze, wählte Damon tausend verschiedene Pläne, um seinen Freund zu befreyen; aber keiner gefiel ihm. Nachdem er lange genug hin und her gesonnen hatte, ohne einen Ausweg zu finden; entschloß er sich endlich, zum König selbst zu gehen.

Mitten zwischen einer zahlreichen Wache, die den Tyrannen, der von tausend heimlichen Sorgen mit ewiger Furcht gepeiniget wurde, nie verließ, wurde Damon vorgelassen. Er warf sich vor dem Dionys nieder, und sprach: Herr! ein unglücklicher Jüngling ist so eben auf deinen Befehl in Ketten geworfen worden. Ich komme nicht, ihn zu vertheidigen, oder um sein Leben zu bitten; sein Verbrechen mag immerhin nur ein Ausbruch jugendlicher Hitze seyn; genug, er ist in deinen Augen schuldig. Die einzige Gnade, um die ich bitte, ist, daß die Strafe, die ihm bevorsteht, einige Tage noch verschoben werde. Er hat weit von hier einen kranken Vater, ein Weib, und zwey Kinder, die nur zu sehr seiner Gegenwart bedürfen. Begnehmige also, o Herr! daß ich mich dir zu einem Unterpfand darbiethe, daß ich auf wenige Tage seine Ketten übernehme, und daß es ihm mittlerweile gegönnt werde, zum letztenmale die Seinigen zu sehen, seine Sachen in Ordnung zu bringen, und das letzte Lebewohl zu empfangen. Er stellt sich dir unfehlbar zur festgesetzten Stunde wieder ein; wo nicht, so büsse mein Leben für sein Ausbleiben, wie dirs beliebt.

Dionysius stutzte über einen so ungewöhnlichen Antrag; doch um den Ausgang zu erfahren, willigte er ein. Wohlan! sprach er, zwey Tage sind ihm geschenkt. Du bist inzwischen statt seiner mein Gefangener. Aber besinne dich; wofern den Frevler die Morgensonne des dritten Tages nicht wieder in Syrakus bescheint; so wartet deiner unausbleiblich seine Strafe.

Freudig eilte Damon mit dieser Antwort in den Kerker. Eigenhändig nahm er dem Pythias seine Fesseln ab; eigenhändig legte er sich selbe selbst an. Geh, sprach er, zärtlich bittend, geh hin, und tröste deine Familie; der König schenkt dir zwey Tage, die du benützen kannst, wie dirs behagt. Sie sind hinlänglich, dir um ein Schiff zu sehen, und dich zu retten. Eile und Sorgfalt sind jetzt das nöthigste; entferne dich, verliere keine Zeit.

Pythias staunte über diese Zumuthung. Ich fliehen, sagte er, und dich statt meiner dem Zorne des Tyrannen opfern? Kennst du mich so schlecht, Damon? O gieb mir, den Augenblick gieb mir meine Ketten zurück, wenn du mich einer solchen Niederträchtigkeit, einer so abscheulichen Treulosigkeit fähig hältst.

Nein, erwiederte Damon, Niederträchtigkeit und Treulosigkeit wohnen nicht in einem Herzen, wie das deinige ist. Könnte ich so was von dir vermuthen; du wärest nicht mein Freund. Nicht Niederträchtigkeit und Treulosigkeit ist es, was ich dir jetzt ansinne. Du hast einen Vater, eine Gemahlinn, und zwey Kinder. Diesen bist du dein Leben, diesen bist du dich selbst schuldig; schwer würde es ihnen fallen, sich ohne dich zu erhalten. Ich hingegen habe niemand, der von meinem Leben abhienge, und für einen Freund, wie du bist, wird der Tod mein süssestes Entzücken seyn.

Nein, ein so grausames Vergnügen, versetzte Pythias, sollst du mir nicht geniessen. Zwar ich gehe, weil du es so haben willst, die letzten Pflichten der Natur zu erfüllen; ich gehe, meinem Vater, meinem Weibe, und meinen Kindern das letzte Lebewohl zu sagen; aber bey dem ersten Schimmer der morgigen Morgenröthe wirst du mich wieder sehen. Da ich ihnen dich zurück lasse; so mache ich ihnen einen weit kostbarern Ersatz, und ich hoffe, sie werden wohl damit zufrieden seyn. Sprachs, und herzte liebreich seinen würdigen Freund, der Küsse mit Küssen,

und Thränen mit Thränen mischte, und machte sich schnell auf den Weg.

Der zweyte Tag war zu Ende gegangen, und schon der dritte angebrochen, und noch war Pythias nicht da. — Damon, überzeugt, daß sein Freund durch den Jammer und die Verzweiflung seiner trostlosen Familie erweicht, endlich nachgegeben, und sich mit der Flucht gerettet hätte, war hoch entzückt. Der Tyrann hingegen, der sich für betrogen hielt, schäumte vor Wuth. Er befahl in seinem Grimme: auf der Stelle sterbe Damon des Todes, der dem Pythias zuerkannt war.

Ein dumpfes Gerücht verbreitete sich schnell durch ganz Syrakus, und wogenweise strömte das Volk zusammen, um dieses herzzerschneidende Schauspiel zu sehen. Einige bedauerten den betrogenen Freund, andere verfluchten den Betrüger; jedermann verabscheute die Grausamkeit des Wütherichs.

Mitten zwischen tausend Trabanten saß dieser auf einem hohen Throne. Schrecklich warf er seine zornig funkelnden Augen umher; sein ganzes Wesen drückte Ungeduld nach Rache aus.

Unterdessen näherte sich Damon in Ketten, und der Henker ihm zur Seite. Bey diesem Anblicke bebte jedermann zurück; jedem Herzen entfuhr ein Seufzer des Mitleids und des Schreckens; kein Auge vermochte sich der Thränen zu erwehren.

Doch bey dieser allgemeinen Erschütterung zeigt sich Damon allein heiter und fröhlich. Frohlockend dankt er dem Himmel, daß ihm sein Wunsch gelungen, und sein Freund gerettet sey.

Nachdem er mitten auf dem Platze angekommen ist, steht er unerschrocken da, und erwartet ruhig den tödtlichen Streich. Schon sind seine Augen verbunden, schon ist sein Hals entblößt, schon blitzt des Henkers Schwert in hoher Luft; als man auf einmal: halt ein! Grausamer! halt ein! von ferne rufen hört. Auf diesen Ruf wendet sich jedermann voll Verwunderung um, und macht Platz.

Keuchend, und mit Schweiß und Staub besudelt, drängt sich hastig ein Jüngling vor. Nachdem er sich durch die Schaaren durchgearbeitet hat, nimmt er alle seine Kräfte zusammen, und

ruft: Dank! unaussprechlicher Dank sey dem Himmel gesagt, daß mich die Sohnespflicht nicht aufgehalten hat, die Pflicht des Freundes zu erfüllen! Sprachs, und lief ungestümm auf Damon zu, und hieng an seinem Halse.

Unter dem Volke verlautet ein Gemische von Mitleid und Bewunderung. Pythias ist es, ruft einer dem andern zu; wer hätte dieß erwartet. Wer hätte dieß geglaubt?

Mittlerweile reißt sich Pythias von seinem Freunde los, und stellt sich herzhaft dem Tyrannen dar. Staunend sieht ihn dieser an, und will kaum seinen Augen trauen.

Hier, sprach Pythias, siehst du dein Schlachtopfer. Lasse nur ungesäumt die Todesstrafe an mir vollziehen, und den Unschuldigen frey. Ein sehr hartes Mißgeschick hat mich genöthiget, so lange auszubleiben. Mein Vater, ach mein armer Vater! als er die Nachricht von meinem Unglücke hörte, fiel, wie vom Donner getroffen, sinnlos zu Boden. Ich gab mir alle Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen; umsonst. Eben diese Nacht mußte ich den Schmerz erleben, zuzusehen, wie er seinen Geist aufgab. —

Thränen erstickten hier einige Augenblicke lang seine Stimme. Hierauf fuhr er also fort:

Rasch und mit Gewalt entriß ich mich den Armen meines untröstlichen Weibes, und meiner Kinder, und eilte nach Syrakus. Da ich nun den kürzesten Weg einschlug, verirrte ich bey dunkler Nacht in einem Walde, in welchem ich bis an den hellen Morgen auf ungebahnten Wegen lief, die mich immer mehr entfernten. Da ich endlich den rechten Weg wieder fand; so verdoppelte ich meine Schritte, und ich bin hoch erfreut, daß ich noch zu rechter Zeit eingetroffen bin. Gieb mir also, o König! gieb mir meine Fesseln zurück, und mein Freund sey frey! sonst will ich dich um nichts mehr bitten.

Allen Augen lockte diese Bitte Thränen ab, und selbst der Tyrann fühlte in seinem Busen ein Aufleben von Mitleid, das er umsonst zu ersticken strebte. Er befahl indessen, daß man dem Damon die Ketten abnehme. Aber hört ein neues Wunder, das die staunenden Syrakusaner noch mehr erweicht!

Damon weigert sich, dem Pythias seine Fesseln abzutreten. Sie ist schon verstrichen, sagt

er, die zwischen uns bedungene Zeit; mir gehört jetzt der Tod zu; du geh zu deinem Weibe, und zu deinen verlassenen Kindern.

Nein, so lange du noch lebst, wendete Pythias ein, und weinte, so lange du noch lebst, ist die Zeit deiner Freyheit noch nicht verstrichen; und diese bin ich dir nach allen Gesetzen, nach allen Rechten bin ich dir sie schuldig.

Der edle Streit wird immer lebhafter. Jeder von ihnen fodert laut von dem Tyrannen die Loslassung seines Freundes, und für sich selbst den Tod.

Einem so edelmüthigen Kampfe vermochte sein Herz, ob es sonst gleich von Eisen war, nicht zu widerstehen. Seine natürliche Grausamkeit unterlag; er wurde weich, und Mensch. Das Leben, und die Freyheit, sprach er, gebührt beyden, und beyden seys geschenkt. Aber eine so seltne Freundschaft verdient noch einen andern Lohn. Sie ist eines Königs würdig, und ich schätze mich glücklich, wenn ihr mich in euern Bund aufnehmt. Sprachs, und stieg von seinem Throne, und flog in ihre Arme.

Wie sich oft auf einer Schaubühne ein rauher, düsterer Fels den Augenblick in einen lachenden Garten verwandelt; so verwandelten sich in einem Nu die Empfindungen des ganzen Volkes. Das rascheste Frohlocken war für die Traurigkeit und Wehmuth da. Jeder pries mit seinem Nachbar dieses unvergleichliche Freundepaar; ganz Syrakus wiederhallte von Freudengeschrey, und mit dem lautesten Jubel wurden die zwey Jünglinge neben dem König in den Pallast begleitet.

Männliche Freymüthigkeit gegen einen König stiftet die Aussöhnung einer großen Feindschaft zwischen Vater und Sohn.

Der König Philipp von Mazedonien begieng die Schwachheit, daß er sich in seinem Alter, und noch bey Lebzeiten seiner Gemahlinn Olympias, mit welcher er den großen Alexander erzeugt hatte, in die Kleopatra, eine junge Prinzessinn, verliebte, und sie auch wirklich heyrathete.

Bey der Hochzeittafel sagte der betrunkene Attalus, ein Vetter der jungen Königinn: Ma-

zedonier! bittet die Götter, daß sie euch aus der Vermählung Philipps mit Kleopatra einen rechtmäßigen Thronfolger schenken.

Diese beleidigenden Worte waren für die Olympias, und den Alexander der größte Schimpf; denn die alte Königinn wurde dadurch gerade als eine Ehebrecherinn, und der Kronprinz Alexander für ein unehliches Kind ausgeschrieen.

Alexander, der Erbe des Reiches, wurde darüber so sehr aufgebracht, daß er dem Attalus einen Becher zuwarf, und schrie: Bösewicht! hältst du mich für einen Hurensohn?

Nun sprang Philipp von seinem Bette auf; denn die Alten sassen bey Tische nicht, wie wir, auf Stühlen, oder Bänken, sondern lagen auf Bettern, und zog den Degen gegen seinen Sohn; fiel aber im Rausche und in der Eile zu seinem und seines Sohnes Glücke nieder. Der Kronprinz spottete darüber: Lieben Leute! sagte er, der fallt um, wenn er nur von einem Ruhebett zum andern gehen will, und hat im Sinne, eine Armee aus Europa nach Asien zu führen!

Nach diesem Vorfalle nahm Alexander seine Mutter Olympias zu sich, entfernte sich von Hofe, und lebte mit seinem Vater in offenbarer Feindschaft.

Zu derselbigen Zeit kam Demaratus, ein vornehmer Mann, zu dem Könige Philipp. Nachdem Philipp dem Fremdling, den er sehr lieb hatte, nach damaliger Sitte die Hand gereicht, und die ersten Höflichkeiten des Empfangs erwiesen hatte, fragte er ihn: ob die Griechen jetzt miteinander in guter Einigkeit wären? Demarat kam nämlich eben aus einer berühmten griechischen Stadt, und Philipp und seine Mazedonier waren gleichfalls Griechen.

Demarat antwortete mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit: Du hast wohl Ursache, o König! dich um die Einigkeit der Griechen zu bekümmern, da du dein eigenes Haus mit solcher Uneinigkeit und Unruhe erfüllt hast. — Der König gerieth darüber ins Nachdenken, schickte den Demarat selbst zum Alexander, und ließ ihn durch gute Vorstellungen wieder zurückholen.

Verstand und Herzhaftigkeit eines Weibes, und die Großmuth eines Königs.

Als Alexander die Stadt Theben, die sich wider ihn empört hatte, eroberte, trug sich folgende Begebenheit zu:

Einige Thracier, die es mit Alexander hielten, rissen das Haus der Thimoklea, einer vornehmen, und wohlerzogenen Frau, nieder.

Während sie die Hauseinrichtung plünderten, schändete der Anführer dieser Plünderer die Thimoklea mit Gewalt, und drang darauf in sie, ihm zu gestehen, ob sie nicht irgendwo Geld, oder Kostbarkeiten versteckt hätte.

Sie beantwortete die Frage des Niederträchtigen mit Ja, führte ihn allein in den Garten, wies ihm einen Brunnen, und sagte ihm, daß sie bey der Eroberung der Stadt alle Kostbarkeiten darein geworfen hätte. Als sich der Thracier bückte, um hinab zu sehen, gab sie ihm einen

Stoß in den Brunnen, und warf ihm eine solche Menge Steine nach, daß er umkommen mußte.

Sie wurde sogleich von den Thraciern gebunden zum Alexander gebracht. Ihr adelicher Blick und Gang, mit welchem sie unerschrocken ihren Führern folgte, zeigten schon etwas Grosses und Erhabenes, und wie sie der König fragte, wer sie wäre, antwortete sie: Ich bin die Schwester des Theagenes, der für die Freyheit der Griechen gegen Philipp focht, und als Feldherr in der Schlacht bey Chaeronea blieb. — Eben dieser Philipp war Alexanders Vater.

Diese freymüthige Rede hätte sie bey manchem Fürsten büssen müssen. Alexander war edel und groß. Er bewunderte ihre dreiste Antwort, und ihre kühne That, und schenkte ihr und ihren Kindern die Freyheit.

Ein weiser Mann strebt nicht nach Gütern, die ein König geben kann.

Die Griechen hatten in einer allgemeinen Versammlung einen Krieg gegen die Perser beschlossen,

sen, in welchem sie Alexander der Große selbst anführen sollte.

Da fanden sich nun von allen Ecken und Enden Staatsmänner und Gelehrte bey dem König ein, um ihm zu dieser großen Ehre Glück zu wünschen.

Alexander hoffte, daß auch der berühmte Weltweise Diogenes von Sinope kommen würde. Da er nun sah, daß dieser seltsame Mann in seiner Einsamkeit bleibe, und sich wenig um den großen Alexander bekümmere, gieng er selbst zu ihm hin. Diogenes wärmte sich eben an der Sonne. Wie nun so viele Menschen auf ihn zugelaufen kamen, richtete er sich etwas auf, und sah den Alexander an.

Der König grüßte ihn freundlich, und sagte ihm darauf: wenn er etwas nöthig hätte; so sollte er sich es nur ausbitten.

Diogenes antwortete: sey so gut, und geh mir aus der Sonne.

Statt aufzubrausen, bewunderte Alexander in dieser ihm bezeigten Verachtung, wie man es

auslegen konnte, die hohe Denkungsart des Mannes, und sagte beym Weggehen, da seine Begleiter über ihn spotteten, und lachten: wäre ich nicht Alexander, ich wünschte Diogenes zu seyn.

Leser! wer war größer, dieser König, oder dieser Weise?

Die Dankbarkeit eines Königs gegen den Lehrer seines Prinzen.

Als der König Philipp merkte, daß sein Sohn Alexander ein unbändiger Junge sey, der jedem Zwange widerstehe, dagegen sich durch gute Vorstellungen leicht zu seinen Pflichten lenken lasse; suchte er ihn nicht nur selbst mehr durch Zureden, als durch Befehle zu leiten, sondern er ließ auch den berühmtesten und gelehrtesten Mann seines Zeitalters, den weltbekannten Aristoteles, kommen, und trug ihm das allerwichtigste Geschäft, die Erziehung seines Kronprinzen auf.

Königlich belohnte er diesen unschätzbaren Dienst, und seine Hochachtung gegen den Aristo-

teles war so groß, daß er aus Dankbarkeit die Stadt Stagira, aus welcher Aristoteles gebürtig war, und die Philipp zerstört hatte, auf eigene Kosten wieder erbaute, und den vertriebenen, oder zu Sklaven gemachten Bürgern ihre Häuser und Vermögen wieder einräumte.

Alexander selbst schätzte den Aristoteles so hoch, daß er oft sagte, seinem Vater Philipp habe er nur sein Leben, seinem Lehrer hingegen die Kunst, gut zu leben, zu danken.

Edelmüthiges Vertrauen eines Königs auf einen verläumdeten Freund.

In dem Kriege, den Alexander der Große wider den Perserkönig Darius führte, erkrankte er tödtlich. Keiner von den Aerzten wagte es, ihn in die Kur zu nehmen, theils weil sie die Krankheit für unheilbar hielten, und theils weil sie fürchteten, bey seinen Soldaten, die ihn fast anbetheten, in den Verdacht einer Vergiftung zu kommen, falls ihnen die Kur mißlänge.

Dem Arzte Philipp, der die gefährlichen Umstände des Königs sah, und sich auf dessen

Freundschaft verließ, schien es eine schreckliche Sache, den König so leiden zu lassen, und bey solcher Gefahr nicht auch eine Gefahr wagen zu wollen. Er faßte den muthigen Entschluß, mit den äußersten Mitteln wenigst einen Versuch zu machen.

Er sprach dem Alexander zu, diese Kur zu wagen, und einen zubereiteten Trank einzunehmen, der ihn bald wieder so weit stärken sollte, daß er den Krieg fortsetzen könnte.

Mittlerweile kam aus dem Lager, wo alles in Bestürzung war, an den König ein Brief von seinem besten und getreuesten General, dem Parmenio, an, welcher ihm rieth, sich vor dem Arzte Philipp in Acht zu nehmen, weil selber vom Perserkönig Darius durch große Geschenke und Verheissungen bestochen worden wäre, den Alexander umzubringen.

Alexander las den Brief, und legte ihn, ohne jemanden von seinen Freunden dessen Inhalt zu eröffnen, unter seinen Kopfpolster.

Wie die Zeit kam, daß Philipp mit der Arzney erschien, und ihm den Trank in einem

Becher darboth, gab er dem Arzt den Brief zu lesen, und trank indessen unerschrocken aus.

Es war ein bewunderungswürdiges Schauspiel, da der eine die Arzney nahm, der andere den Brief las, und darauf beyde einander mit sehr verschiedenen Blicken ansahen; Alexander mit einem heitern Gesichte, das Zutrauen und Wohlwollen ausdrückte; Philipp hingegen voll Bestürzung über die Verläumdung.

Die Lage dieses Arztes war wirklich sehr gefährlich; denn starb ihm sein todkranker Patient, so war seine Hinrichtung gewiß. Er schwur zu den Göttern, streckte die Hände gegen Himmel, fiel auf das Bette, und bath den Alexander, herzhaft seiner Kur zu trauen.

Bald wirkte die Medizin mit solcher Heftigkeit, daß sie den Kranken aller Kräfte, und nach einer hinzugeschlagenen Ohnmacht auch der Sprache, und des Verstandes beraubte. Allein Philipp brachte ihn bald wieder zu sich, und verschaffte ihm so viele Stärke, daß er sich seinen Soldaten zeigen konnte, die voll Jammer nicht eher zu beruhigen waren, als bis sie ihren lieben König gesehen hatten.

Ein weiser Fürst wendet von den Seinigen einen verderblichen Krieg ab.

Taxiles, welcher einen Theil von Indien, so groß, wie Egypten, beherrschte, und einen Ueberfluß an Viehweiden und vortreflichen Früchten besaß, und ein sehr kluger Fürst war, empfieng den Helden Alexander mit folgender Anrede:

Warum, Alexander! sollen wir mit einander Krieg führen, und Schlachten liefern, wenn du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigen Unterhalt zu nehmen, weswegen verständige Männer allein Krieg führen sollten? Was die andern sogenannten Glücksgüter und Besitzungen betrift; so bin ich bereit, von dem, worinn ich mehr habe, als du, dir mitzutheilen, und das, woran es mir fehlt, schäme ich mich nicht, von dir mit Danke anzunehmen.

Alexander fand an dieser fürstlichen Anrede viel Vergnügen, und reichte dem Taxiles die

Hand mit diesen Worten: Glaubst du, daß es bey deinem so freundlichen Antrage ganz ohne Streit zwischen uns abgehen soll? Nein, das geschieht nicht. Ich werde mit dir um den Vorzug in Gefälligkeiten streiten, und mich nicht von dir an Großmuth übertreffen lassen. Er nahm darauf die Geschenke an, die ihm Taxiles gab; schenkte ihm aber weit mehr, und ließ ihm zuletzt mehr als tausendmal tausend Gulden auszahlen, wodurch er zwar bey seinen Hofleuten wenig Ehre einlegte; dagegen die Hochachtung seiner Feinde gewann.

Kindliche Liebe des mächtigsten Königs gegen seine Mutter.

So lange Alexander der Große in Asien Krieg führte, vergaß er niemals, seine abwesende Mutter mit den prächtigsten Geschenken zu beehren. Machte sie ihm Vorwürfe; so ertrug er sie stets mit Gelassenheit. Sein Liebling Antipater, der mittlerweile statt seiner in Mazedonien regierte, hatte ihm einst einen Brief voll der bittersten

Klagen über seine Mutter, die Olympias, geschrieben. Nachdem ihn der König durchgelesen hatte, sagte er: Antipater weiß nicht, daß eine einzige Thräne der Mutter tausend solche Briefe auslöscht.

Die Liebe eines Kronprinzen gegen seinen Vater.

König Philipp von Mazedonien wurde einst in einem Aufruhr verwundet, und blieb, wie todt, auf dem Platze liegen. In diesem Getümmel schützte ihn der junge Alexander mit Lebensgefahr, bedeckte den Liegenden mit seinem Schilde, und tödtete diejenigen, die über den wunden König herfallen wollten.

Als sich Philipp in der Folge beschwerte, daß er wegen dieser Wunde hinken müßte; tröstete ihn Alexander, und sprach: zürne nicht, Vater! über eine Wunde, die dich durch jeden Schritt an den Ruhm deiner Tapferkeit erinnert.

Die Keuschheit eines jungen Königs.

Als sich Alexander der Große nach der zweyten Hauptschlacht, die er wider den Perserkönig Darius gewonnen hatte, eben zur Tafel setzen wollte, meldete man ihm, daß sich die Mutter und Gemahlinn des Darius, nebst dessen zwey Prinzessinnen unter den Gefangenen befänden, und über den Anblick des von den Feinden erbeuteten Wagens und Bogens des Darius, den sie nun für todt hielten, in ein heftiges Heulen und Jammern ausgebrochen wären. Alexander schwieg eine Weile, und zeigte dann mehr Mitleiden über das Unglück dieser Frauen, als Freude über sein Glück. Er schickte den Leonnatus, einen seiner Vornehmsten, an sie, und ließ ihnen melden, daß Darius nicht umgekommen sey, und daß sie sich vor dem Alexander nicht fürchten dürften; denn er streite mit Darius nur um das Reich, und sie sollten alles, was sie verlangten, eben so, als wenn Darius noch König wäre, von ihm erhalten.

Diese edelmüthige und gnädige Versicherung wurde durch die wirkliche menschenfreundliche Be-

gegnung, die ihnen widerfuhr, noch übertroffen. Alexander erlaubte ihnen sogar, von den gebliebenen Persern, so viele sie wollten, zu begraben, und die Kleidungsstücke zu dieser Feyerlichkeit von der Beute her zu nehmen. Er ließ ihnen auch ihre ganze Hofbedienung, und die königlichen Ehrenbezeigungen, und gab ihnen noch mehr Einkünfte, als sie vorher gehabt hatten.

Die schönste und königlichste Gnade gegen sie bestand aber darinn, daß diese erhabenen und keuschen Gefangenen nicht das geringste Schändliche weder hören, noch befürchten durften, und so lebten, als wenn sie sich nicht im feindlichen Lager, sondern in ihren bewachten, und vor dem Zugange fremder Personen verschlossenen Zimmern befänden.

Die Gemahlinn des Darius soll, wie man erzählt, die schönste aller damaligen Königinnen, so wie Darius die längste und schönste Mannsperson, und die beyden Prinzessinnen ihren Aeltern an Schönheit gleich gewesen seyn. Allein Alexander, der sich selbst zu beherrschen für königlicher hielt, als Feinde zu überwinden, berührte keine dieser Frauenzimmer, und bey dem

Anblicke der übrigen schönen und wohlgebildeten Perserinnen blieb er ungerührt, und sagte blos im Scherze zu den Umstehenden: was für Augenschmerzen die schönen Perserinnen machen! Er stellte dabey gleichsam der Schönheit ihres Leibes die Schönheit seiner Tugend entgegen, und betrachtete sie im Vorbeygehen wie leblose schöne Bildsäulen. Zu wissen ist, daß Alexander damals noch unverehlicht war.

Ein junger König lebt am üppigsten Hofe enthaltsam.

Alexander sah mit Unwillen, daß diejenigen, die um ihn waren, sich gänzlich der Wollust und einer verschwenderischen üppigen Lebensart überliessen.

Ein gewisser Agnon trug an seinen Stiefeln silberne Nägel; Leonnatus ließ Staub, den er zu gewissen Spielen nöthig hatte, und den man überall findet, auf vielen Kameelthieren aus einem Welttheil in den andern bringen; und Philotas nahm auf die Jagd so viele kostbare Decken und

Teppiche mit, daß man damit eine Strecke Bodens von mehrern Stunden überlegen konnte. Viele bedienten sich beym Baden der vornehmsten Salben, und hatten eine Menge von Badebedienten und Kammerdienern bey sich.

Alexander verwies ihnen diese Ausschweifungen auf eine sanfte und weise Art. Ich wundere mich, sagte er, wie Männer, die so viele und tapfere Gefechte gehalten haben, sich nicht erinnern, daß diejenigen, die gearbeitet haben, viel süsser schlafen, als die Ueberwundenen, und nicht einsehen, wenn sie die Lebensart der Perser mit der ihrigen vergleichen, daß die Ueppigkeit was Sklavisches, die Arbeit aber etwas Königliches sey. Wie werden, fuhr er fort, diejenigen für ihre Pferde sorgen, und ihre Lanzen und Helme putzen, die nicht einmal zur Pflegung ihres Leibes, der ihnen doch das Liebste ist, ihre eigenen Hände gebrauchen wollen. Wißt ihr nicht, daß die Vollkommenheit des Sieges darinn besteht, dasjenige nicht zu thun, was die Ueberwundenen gethan haben?

Er selbst strengte sich dafür auf seinen Märschen und auch auf Jagden desto mehr an, und setzte sich allen Beschwerlichkeiten aus. Daher auch ein Gesandter aus Griechenland, der eben dazu kam, da er einen großen Löwen erlegte, in diesen Lobspruch ausbrach: Schön, Alexander! du kämpfest auch mit dem Löwen um die Oberherrschaft!

Ein junger König theilt die Beschwerlichkeiten des Krieges brüderlich mit seinen Leuten.

Der große Alexander machte einst einen sehr langen und beschwerlichen Marsch, und legte in eilf Tagen einen ungeheuern Weg zurück. Die meisten von seinen Leuten wurden, besonders wegen Mangel an Wasser, äußerst entkräftet. Einige Soldaten hatten sich etwas Wasser aus einem Flusse geholt. Wie sie sahen, daß ihr König und Feldherr am heissen Mittage vor Durst schmachte, füllten sie geschwinde einen Helm mit Wasser, und brachten ihm denselben. Er fragte sie, für wen sie das Wasser geholt hätten. —

Für unsre eignen Kinder, sagten sie; sollten aber auch diese verschmachten; so wollen wir schon wieder andere bekommen, wenn nur du lebst.

Alexander nahm den Helm mit dem Wasser in die Hand; wie er aber gewahr wurde, daß alle Reiter neben ihm die Köpfe hiengen, und lüstern nach dem Wasser blickten; gab ers, ohne zu trinken, wieder zurück, lobte den guten Willen derjenigen, die ihm das Wasser gebracht hatten, und sagte: wenn ich allein trinken wollte, so würden diese hier allen Muth verlieren.

Die Reiter, die diese Selbstverläugnung und erhabene Gesinnung Alexanders sahen, schrieen ihm sogleich zu: er solle sie nur getrost immer weiter fortführen, und spornten ihre Pferde an, wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns gar nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben.

Nachahmungswürdige Kriegszucht.

Als der junge Alexander erfuhr, daß zwey seiner Soldaten, Damon und Timotheus genannt, die unter dem General Parmenio standen, Weiber geschändet hätten, gab er dem Parmenio schriftlich Befehl, die Sache zu untersuchen, und die Thäter, wenn sie schuldig befunden würden, als Ungeheuer, die zum Verderben der Menschen gebohren wären, am Leben zu bestrafen, wobey er sich über sich selbst so ausdrückte: **Mir kann niemand vorwerfen, daß ich die Gemahlinn des Darius gesehen, oder sehen wollen, oder denen Gehör gegeben habe, die mir ihre Schönheit rühmten.**

Die Köche eines Königs.

Im Essen war Alexander der Große ungemein mäßig, wie man aus vielen Umständen seines Lebens abnehmen, und auch aus der Antwort sehen kann, die er der Ada gab, welche er so

sehr liebte, daß er sie zu seiner Nebenmutter angenommen, und zur Königinn von Karien gemacht hatte.

Diese Ada schickte ihm aus Höflichkeit alle Tage viele kostbare Speisen und Leckerbissen, und endlich die geschicktesten Köche.

Er ließ ihr aber sagen, daß er sie nicht brauche, denn sein Hofmeister Leonidas habe ihm bessere Köche angewiesen, nämlich das Nachtreisen zum Mittagmahle, und ein mäßiges Mittagmahl zum Koche für das Abendessen. Dieser Mann, setzte er bey, durchsuchte mir öfter mein Bette, und meine Kleider, um nachzusehen, ob mir nicht etwa meine Mutter heimlich was Ueberflüßiges, oder Weichliches zugesteckt hätte.

Die Großmuth eines Königs gegen einen gefangenen Feind.

Als der König Porus in die Gefangenschaft des Königs Alexander gerieth, fragte ihn dieser, wie er

er gehalten seyn wollte. Königlich, antwortete Porus.

Verlangst du sonst weiter nichts? sagte Alexander.

In dem Worte: Königlich, ist alles enthalten, antwortete Porus.

Nun ließ ihm Alexander nicht nur das Land, welches Porus vorher beherrscht hatte, unter dem Namen eines Statthalters, sondern gab ihm noch ein anderes Land, welches bisher Indianer, die Alexander besiegte, besessen hatten.

Ein König, der die Kunst verstand, freygebig zu seyn!

Die Freygebigkeit eines Königs, der diese Kunst verstand.

Der König Alexander war schon von Natur sehr freygebig; wurde es aber bey dem Fortgange seiner Eroberungen noch mehr, und seine Frey-

gebigkeit war mit demjenigen freundlichen Wesen begleitet, welches allein die Geschenke so werth und angenehm macht.

Ariston hatte einen Feind erlegt, und brachte ihm den Kopf mit diesen Worten: König! dergleichen Geschenk wird bey uns mit einem goldnen Becher belohnt.

Alexander antwortete lachend: Mit einem leeren vermuthlich; ich will ihn aber mit Wein füllen, und dirs zutrinken.

Ein gemeiner Soldat, der einen Maulesel, welcher für den König mit Geld beladen war, vor sich her trieb, nahm dem Thiere, das nicht mehr gut fort konnte, die Last ab, und trug sie selbst. Alexander sah, daß es dem Soldaten sehr beschwerlich fiel. Da er sich nun nach dieser Last erkundigte, und der Soldat eben das Geld einhändigen wollte, sagte der König zu ihm: Werde nicht müde, und trage es den übrigen Weg vollends in dein Zelt, und behalte es für dich.

Er war überhaupt mit denjenigen weit weniger zufrieden, die seine Geschenke nicht annah=

men, als die ihn um etwas bathen. Dem Phozion schrieb er in einem Briefe, er würde ihn nicht mehr für seinen Freund halten, wenn er seine Geschenke nicht annähme.

Dem jungen Serapion, einem von denen, die mit ihm Ball zu spielen pflegten, hatte er nichts gegeben, weil er um nichts gebethen hatte. Serapion warf darauf bey einem Ballspiele den Ball immer nur andern, nie dem Alexander zu. Der König fragte ihn endlich: Warum wirfst du ihn denn nicht mir zu? — Serapion antwortete: Du hast mich ja nicht darum gebethen. Alexander lachte, und beschenkte ihn reichlich.

Aristides in Ehren und Unehren.

Aristides, ein Grieche, gebürtig aus der einst so mächtigen Stadt Athen, hat sich durch die hohen Würden und reichen Aemter, die ihm anvertraut wurden, aber noch weit mehr durch seine Tugenden berühmt gemacht.

Am meisten war der Gleichmuth zu bewundern, mit welchem er sich bey den in Staatsämtern so gewöhnlichen Veränderungen betrug. Ehrenbezeigungen machten ihn eben so wenig stolz, als widrige Begegnungen niedergeschlagen, oder unruhig. Als einst in einer Komödie die Worte vorkamen: Gerecht zu seyn, und nicht zu scheinen, strebt der Weise, richteten auf einmal alle Zuschauer ihre Blicke auf den Aristides, und gaben dadurch zu verstehen, daß sie ihn für denjenigen hielten, dem der Lobspruch einer solchen Tugend allein zukäme.

Aristides als Kläger.

Aus Liebe zur Gerechtigkeit war er nicht nur gegen Freunde streng, sondern auch gegen Feinde hold.

Als er einst einen seiner Widersacher vor Gericht anklagte, und die Richter nach der Anklage sogleich, aus Hochachtung des Klägers, ohne den Beklagten zu hören, das Urtheil sprechen wollten; sprang Aristides auf, und half dem Beklagten mit allem Nachdrucke bitten, daß

die Richter unpartheyisch verfahren, und auch die andere Parthey, wie Rechtens, hören möchten.

Aristides als Richter.

Ein andermal richtete er über eine Klage zwischen zwey Bürgern. Aristides! sagte einer von diesen beyden, mein Gegner hat auch dich stark beleidigt.

Aristides antwortete: Sage mir, lieber Freund! jetzt nur das, womit er dich beleidiget hat; denn jetzt bin ich dein, und nicht mein Richter.

Aristides als Schatzmeister.

Wie er Aufseher des Landschatzes wurde, zeigte er gewissenhaft an, wie viel Geld die übrigen Schatzbeamten, besonders Themistokles, entwendet hätten.

Allein Themistokles machte sich, um sich zu rächen, einen großen Anhang wider den Aristi-

des, und klagte ihn bey Ablegung der Rechnung an, daß auch er den Schatz bestohlen hätte. Ja er soll es durch seine Ränke dahin gebracht haben, daß das Urtheil wider den Aristides ausfiel. Die vornehmsten und rechtschaffensten Männer in Athen nahmen sich aber des Aristides mit so gutem Erfolge an, daß ihm nicht nur die zuerkannte Strafe erlassen, sondern er auch für das folgende Jahr wieder zum Schatzmeister erwählt wurde.

Nun stellte er sich, als wenn ihn seine vorjährige Strenge reute. Er bewies sich gegen die übrigen Schatzbeamten in allem viel nachsichtiger, und machte sich dadurch bey denen gefällig, die sich nun, ohne genaue und scharfe Untersuchungen zu fürchten, aus der öffentlichen Schatzkammer bereicherten. Sie lobten den Aristides über die Massen, und bemühten sich mit aller Kraft, das Volk zu stimmen, daß selbes den braven Aristides auch fürs nächste Jahr zum Schatzmeister wählen möchte.

Als aber eben die Wahl vorgenommen werden sollte, machte Aristides seinen Mitbürgern Vorwürfe. Da ich, sagte er, euern Schatz

gut verwaltet hatte, wurde ich von euch beschimpft; jetzt, da ich denselben bestehlen habe lassen, werde ich als der rechtschaffenste Bürger verehrt. Ueber die Ehre, die ihr mir jetzt erweiset, schäme ich mich mehr, als über das falsche Urtheil, womit ihr mich vordem beschimpft habt. Ich bedaure euch, daß ihr denjenigen mehr ehrt, der Bösewichten gefällig ist, als den, der das Wohl des Vaterlandes besorgt.

Er entdeckte hierauf die Diebereyen, die an den Geldern des öffentlichen Schatzes begangen worden waren, machte diejenigen, die vorher zu seinem Lobe geschrieen, und ihm das beste Zeugniß gegeben hatten, mäusestille, und erwarb sich bey Rechtschaffenen den Ruhm des gerechtesten und rechtschaffensten Mannes.

Aristides als Feldherr.

Als der persische König Darius ganz Griechenland unterjochen wollte, wählten die Bürger von Athen zu diesem bevorstehenden Kriege zehen Feldherren, unter welchen Miltiades das größte

Ansehen, Aristides aber nächst ihm das meiste Ansehen und den größten Ruhm hatte. Er gab auch der Meynung des einsichtsvollen Miltiades, daß man eine Schlacht wagen müsse, durch seine Beystimmung das größte Gewicht.

Es war ausgemacht worden, daß der Oberbefehl unter diesen zehen Feldherren täglich abwechseln sollte. Als nun die Ordnung zu befehlen an den Aristides kam; so überließ er dem Miltiades ungebethen den Oberbefehl, und zeigte dadurch seinen Nebenfeldherren, daß es keine Schande, sondern Ehre, und dem Vaterlande nützlich sey, wenn man Männern vom Verstande Gehorsam leiste, und unter ihnen stehe. Er unterdrückte auf diese Weise alle Eifersucht, und bewog die übrigen Nebenfeldherren, die Gewalt des großen Generals Miltiades durch ein ununterbrochenes Kommando zu verstärken.

Nach dem Beyspiele des Aristides überliessen sie ihm alle den beständigen Oberbefehl, und hoben die schädliche, tägliche Abwechslung darinn auf.

Aristides im Kampfe für das Vaterland.

In der darauf folgenden Schlacht kamen die Bürger von Athen, besonders diejenigen, die in der Mitte des Heeres standen, mächtig ins Gedränge, und die Feinde kämpften lange Zeit mit den beyden Stämmen des Leo und des Antiochus, wobey sich Themistokles und Aristides, die neben einander standen, vorzüglich tapfer hielten. Themistokles gehörte zu dem Stamme des Leo, Aristides zu dem Stamme des Antiochus.

Aristides als Sieger.

Nach erfochtenem Siege blieb Aristides mit seinen Leuten auf dem Kampfplatze stehen, um die gefangenen Perser und die Beute zu bewachen.

Auch hier übertraf er die Hoffnung der Rechtschaffenheit, die man sich von ihm gemacht hatte. Er berührte nicht das Gold und Silber, die kostbaren Kleider, und all die mannigfaltigen in den

persischen Zelten, und auf den weggenommenen Schiffen vorhandenen Schätze, ließ auch andere nichts davon anrühren, und es geschah ohne sein Wissen, daß sich Einige bey dieser Gelegenheit bereicherten.

Der aus dem Vaterlande verstossene Aristides.

So viele, und so ausgezeichnete Proben einer sich stets gleichen Rechtschaffenheit brachten es dahin, daß Aristides, ohne daß er es selbst wollte, allgemein der Gerechte genannt wurde.

Aber eben dieser Zuname, den ihm die Hochachtung gegeben hatte, weckte in der Folge den Neid; weil besonders sein Feind Themistokles allenthalben ausbreiten ließ, Aristides habe eben dadurch, daß er der allgemeine Richter sey, alle übrigen Gerichte ausser Wirkung gesetzt, und strebe unmerklich nach einer königlichen Herrschaft.

Die damaligen Bürger von Athen, die keinen König wollten, liessen sich theils durch diese

giftige Ehrabschneidung, theils durch die Bestechungen des Themistokles verleiten, daß sie beschlossen, Aristides, den Gerechten, auf zehen Jahre aus dem Vaterlande zu verweisen.

Diese Verweisung, die man Scherbengericht nannte, war keine Strafe eines Verbrechens, sondern nur eine Sicherheitsanstalt, die man in Athen auch gegen die rechtschaffensten Männer traf, wenn man fürchtete, daß sie einst ihr großes Ansehen mißbrauchen, und sich zum Oberherrn aufwerfen dürften. Es gieng mit dieser aus Vorsicht eingeführten Verbannung durch das Scherbengericht folgendermassen her:

Jeder Bürger von Athen schrieb auf eine Scherbe den Namen dessen, den er verweisen wollte, und legte dann diese Scherbe auf dem Markte nieder. Nun wurden die Scherben gezählt, und wenn ihrer sechstausende waren; so wurde derjenige, dessen Name darauf stand, auf zehen Jahre aus Athen verwiesen.

Von dieser durch den Themistokles bewirkten Verweisung des Aristides wird nachfolgender Umstand gemeldet:

Ein Bauer, der weder lesen noch schreiben konnte, begegnete dem Aristides, den er nicht kannte, und bath ihn, auf eine Scherbe, die er ihm vorhielt, den Namen Aristides zu schreiben. Aristides fragte ihn, ob ihm denn Aristides was zu Leide gethan hätte. — Nichts in der Welt, sagte der Bauer, ich kenne auch den Mann nicht; aber ich kann nicht leiden, daß ihn jedermann den Gerechten nennt. — Nun schrieb Aristides den Namen Aristides auf die Scherbe, schwieg, und gab sie dem Bauer.

Als er die Stadt verließ, bethete er mit gegen Himmel gehobenen Händen folgendes Gebeth: Möchte doch niemals eine Zeit kommen, da sich die Athenienser den Aristides zurück wünschen müßten. *)

Der zurück gewünschte Aristides.

Die vom gerechten Aristides vorher gesehene Zeit kam bald. Im dritten Jahre nach seiner

*) Bethet für eure Verfolger und Verläumder. Matth. 5, 44.

Verweisung rückte der Perserkönig Xerxes mit einer unerhörten Armee ins athenienſiſche Gebieth. Nun trugen die Bürger von Athen, denen, ſo zu ſagen, das Waſſer in das Maul rann, allen Verwieſenen freye Rückkehre an.

Am meiſten hatte man gefürchtet, Ariſtides möchte ſich nun aus Rache zu den Feinden ſchlagen, und durch ſein Anſehen viele andere auf die Parthey des Perſerkönigs ziehen. Man that ihm aber Unrecht; denn ſchon vor ſeiner Zurückberufung nach Athen hatte er die Griechen zur Vertheidigung ihrer Freyheit gegen die Perſer ermuntert.

Als er nach Athen zurück gekommen war, bewies er ſich als den treueſten Rathgeber und Helfer des Themiſtokles, welcher unumſchränkter Feldherr geworden war, und trug willfährig zur Vermehrung des Ruhms ſeines ärgſten Feindes bey; weil es die Wohlfahrt des Vaterlandes erfoderte.

Laß uns, ſprach er, Themiſtokles! klug ſeyn, und unſere nichtige und kindiſche Feindſchaft jetzt bey Seite ſetzen, und viel-

mehr in einem edeln und nützlichen Wetteifer mit einander Griechenland zu erhalten suchen; du als oberster Befehlshaber, und ich als dein Freund und Rathgeber.

Themistokles antwortete: Ich hoffe nicht, Aristides! daß du mich durch deine Großmuth übertreffen sollst; ich werde mich bemühen, da du den Anfang gemacht hast zu einem so edeln Wetteifer, durch thätige Beweise der Freundschaft dir zuvor zu kommen.

Aristides im Kriegsrathe vor der Schlacht.

Themistokles hatte dem Aristides seinen Entwurf entdeckt, den Perserkönig in die Falle zu locken; er war der richtigen Meynung, daß es den Griechen unmöglich wäre, sich zu retten, wenn sie nicht eine Seeschlacht wagen wollten. Als aber in dem deswegen gehaltenen Kriegsrathe ein gewisser Kleokritus gegen diesen Vorschlag des Themistokles Einwendungen machte, und sich auf den Aristides berief, der gewiß auch

nicht der Meynung des Themistokles wäre; weil er ganz stille schwiege; antwortete Aristides: o ich würde, und könnte nicht schweigen, wenn ich nicht der Meynung des Themistokles wäre.

Aristides im Kriegsrathe nach der Schlacht.

Nach gewonnener Schlacht entdeckte Themistokles dem Aristides ein neues Vorhaben. Unser Sieg, sagte er, ist zwar ein schönes Werk; aber wir müssen nun in aller Eile die Brücken abwerfen, damit der Perserkönig aus Europa nicht mehr nach Asien heimfliehen kann.

Nun schwieg Aristides nicht. Er schrie, Themistokles möchte ja diesen Anschlag fahren lassen, und sich vielmehr alle Mühe geben, den König sobald möglich aus Griechenland weg zu schaffen, damit er nicht, wenn er nicht mehr entfliehen könnte, mit seiner noch so großen, und den Griechen weit überlegenen Macht zu einer tapfern und verzweifelten Gegenwehr gleichsam gezwungen würde.

Themistokles folgte diesem weisen Rathe. Er ließ dem Perserkönig heimlich melden, daß die Griechen mit aller Gewalt nach dem Hellespont schiffen, und dort die Brücken abreissen wollten, er habe sie aus Sorgfalt für das Leben des Königs bisher kümmerlich davon zurück gehalten. Xerxes erschrak über diese Entdeckung, hielt den Themistokles wegen dieser Warnung für seinen heimlichen Freund, und eilte mit Riesenschritten aus Griechenland nach Asien.

Aristides antwortet im Namen seines Vaterlandes Freunden und Feinden.

Nachdem der Perserkönig durch diese Kriegslist heim geschickt worden war, faßte sein Feldherr Mardonius, der noch mit dreymal hunderttausend Mann der besten Soldaten in Griechenland zurück geblieben war, den gefährlichen Anschlag, die Griechen zu trennen.

Er schrieb den Bürgern von Athen, daß der König ihre Stadt wieder aufbauen lassen wollte, ihnen auch viele Reichthümer, und die Oberherrschaft von ganz

Grie-

Griechenland verschaffen würde, wenn sie von dem Kriege gegen ihn abstehen wollten.

Die übrigen Griechen, besonders die Spartaner, erschracken über diesen persischen Antrag; denn sie fürchteten, das Volk von Athen dürfte etwa durch solche Verheissungen sich blenden lassen, um so mehr, weil damals in Athen die größte Noth und Dürftigkeit war; denn die Perser hatten Stadt und Land verwüstet.

Die Spartaner schickten also auch Gesandte nach Athen, und liessen die Bürger von Athen bitten, diesen persischen Worten ja kein Gehör zu geben; ihre Weiber, Kinder und Greise sollten sie nur nach Sparta schicken, wo sie alle hinlänglichen Unterhalt finden würden.

Nachdem nun die Gesandten des Mardonius und der Spartaner waren angehört worden, gab Aristides den Spartanern im Namen der Stadt Athen folgende schriftliche Antwort: Die Athenienser verzeihen es den Persern, wenn sie glauben, daß sie alles mit Geld kaufen können, weil sie nichts Edleres kennen; aber den Spartanern bezeigen sie ihr Miß-

fallen, daß sie blos auf die gegenwärtige Noth und Dürftigkeit der Athenienser sehen, und ohne sich an ihre Tapferkeit und Ruhmbegierde zu erinnern, ihnen zumuthen, wegen der Kost Griechenlands Freyheit zu verfechten.

Nachdem Aristides diesen Brief an die Bürger von Sparta ausgefertiget hatte, übergab er ihn den spartanischen Gesandten in einer öffentlichen Versammlung des unzählbaren Volkes mit folgendem Beysatze: **Weder auf der Erde, noch unter der Erde ist so viel Gold zu finden, daß das Volk von Athen dafür die Freyheit Griechenlands verkaufen wird.**

Nun rief er auch die Gesandten des Mardonius vor. Er zeigte ihnen die eben scheinende Sonne, und sagte: **So lange diese auf ihrem Wege fortlaufen wird, so lange werden die Athenienser wegen der Verwüstung ihres Landes und ihrer Tempel mit den Persern Krieg führen.**

Aristides stillt durch seine Weisheit einen unzeitigen Rangstreit.

Als nun die Zeit zu einer neuen Hauptschlacht da war, brach zwischen den Atheniensern und Tegeaten ein gefährlicher Rangstreit aus, indem beyde Partheyen die Ehre verlangten, in der Schlachtordnung der Griechen auf den linken Flügel gestellt zu werden. Die Tegeaten prahlten gewaltig mit dem Lobe ihrer Vorfahrer, worüber die Athenienser sehr unwillig wurden.

Aristides sah, daß dieser unselige Streit den Persern nützen, und ganz Griechenland schaden könnte. Er legte sich also ins Mittel, und sagte: Die gegenwärtigen Umstände erlauben es nicht, daß wir uns mit den Tegeaten in einen Streit über den Vorzug des Ansehens und der Tapferkeit einlassen; aber euch übrigen Griechen sagen wir, daß der Platz, wo man steht, weder Tapferkeit giebt, noch nimmt. Wir Athenienser werden suchen, dem Platze, den ihr uns in

der Schlachtordnung anweiset, Ehre zu machen, und ihn zu behaupten, und unsern vorigen Siegen keinen Schimpf machen. Wir sind nicht hieher gekommen, mit unsern Bundesgenossen zu zanken, sondern mit den Feinden zu schlagen. Wir wollen nicht mit unsern Voraltern prahlen, sondern uns selbst wollen wir vor den Augen von ganz Griechenland als tapfere Männer zeigen, und diese Schlacht mit den Persern soll jeder Stadt, jedem Offizier, und jedem Soldaten seinen künftigen Rang unter den Griechen anweisen.

Diese Rede des Aristides machte auf die griechischen Generäle so viel Eindruck, daß sie den Bürgern von Athen ihren Platz auf dem linken Flügel anwiesen.

Aristides vereitelt durch die nützlichste Schonung die gefährlichste Verschwörung.

Zu derselbigen Zeit traten verschiedene Männer aus den angesehensten und reichsten Häusern, die

durch den Krieg arm geworden waren, zusammen, und hielten heimliche Zusammenkünfte, in denen sie sich verschworen, die ganze Regierung in Athen umzustürzen, ihre vorige Gewalt wieder an sich zu reissen, oder wenn ihnen dieses nicht gelingen sollte, Athen den Persern zu verrathen.

Diese Verschwörung, die sich immer weiter ausbreitete, und auch leider selbst in der Armee schon ihren Anhang hatte, entdeckte der scharfsichtige Aristides. Allein die damaligen Umstände, und die Ungewißheit, ob sich die Untersuchung nicht auf eine gar zu große Menge erstrecken würde, bewogen ihn, gelinde und schonend darein zu gehen, und diese Entdeckung weder zu vernachläßigen, noch zur Unzeit auf das äusserste zu treiben.

Er ließ von der verschwornen Rotte nur acht Männer verhaften, und da sich die beyden Rädelsführer, denen schon der Prozeß gemacht wurde, durch die Flucht retteten; so ließ er auch die übrigen sechs los, damit die vielen Mitverschwornen, welche auf diese Weise glauben konnten, sie wären noch nicht angezeigt, Gelegenheit hätten, ihr Vergehen zu bereuen, und durch ta-

pfere Thaten zu verbessern; denn der weise Aristides sagte öffentlich: Das Schlachtfeld soll ihr Richtplatz seyn, und sie könnten sich dort mit allen denen, die im Verdachte wären, durch Beobachtung ihrer Pflichten gegen das Vaterland rechtfertigen.

Die Rechtsinnigkeit eines ganzen Volkes.

Themistokles trug einst in einer Volksversammlung vor, daß er etwas ausgesonnen hätte, welches, wenn es ausgeführt würde, der Stadt Athen ungemein vortheilhaft wäre; aber es müßte geheim bleiben.

Die Volksversammlung befahl ihm, seinen Vorschlag dem Aristides zu entdecken, und dessen Meynung darüber zu vernehmen.

Themistokles entdeckte nun dem Aristides, sein Anschlag sey, alle Kriegsschiffe der übrigen G iechen, die eben damals beysammen waren, in Brand zu stecken; auf diese Weise würden die Athenienser die Oberhand zur See über die

ganze Welt, und auch die Oberherrschaft über ganz Griechenland erhalten.

Aristides gieng wieder in die Versammlung zurück, und sagte: Der Vorschlag des Themistokles ist so beschaffen, daß uns nichts nützlicher, aber auch nichts ungerechter seyn kann.

Wie die Athenienser dieses hörten, so befahlen sie dem Themistokles, seinen Anschlag fahren zu lassen.

So sehr liebte das atheniensische Volk damals die Gerechtigkeit, und ein so rechtschaffener, zuverläßiger Rathgeber war Aristides.

Aristides als Steuereinnehmer von ganz Griechenland.

Die Griechen waren gewohnt, gewisse Beyträge zum persischen Kriege zu liefern. Sie wünschten aber, daß jeder Stadt ihr Beytrag nach Billigkeit möchte bestimmt werden, und bathen sich zur

Besorgung dieses Geschäftes den Aristides aus. Diesem trugen sie auf, die Einkünfte der Städte nachzusehen, und nach deren Beschaffenheit und dem Vermögen der Städte die verschiedenen Beysteuern zu bestimmen.

Aristides, der nun eine so große Gewalt hatte, und gewissermassen Schatzmeister von ganz Griechenland war, gieng als ein armer Mann zu diesem Geschäfte, und kam noch ärmer aus so vielen reichen griechischen Städten zurück.

Er hatte die Beysteuer nicht allein uneigennützig und gerecht, sondern auch freundschaftlich und gefällig eingerichtet. Die athieniensischen Bundesgenossen rühmten diese Steuerzeit des Aristides, so wie die Alten die goldenen Zeiten rühmten, und nannten sie die glückliche Zeit Griechenlandes; besonders da sie nachher zweymal, und endlich gar dreymal so viel geben mußten.

Eine sehr schöne Eigenschaft eines Feldherrn.

Aristides und Themistokles redeten einst von den Eigenschaften eines Feldherrn mit einander. The-

mistokles behauptete, die größte Eigenschaft eines Feldherrn sey diese, daß er das Vorhaben der Feinde vorher merke.

Aristides antwortete: Das ist eine nothwendige Eigenschaft, Themistokles! aber eine sehr schöne Eigenschaft eines Feldherrn ists, wenn er seiner Hände mächtig ist. Es war bekannt, daß sich die Hände des Feldherrn Themistokles gar gerne an fremdem Gute vergriffen.

Aristides weigert sich, einem Anverwandten durch ein falsches Zeugniß das Leben zu retten.

Kallias, ein Vetter des Aristides, wurde eines Verbrechens angeklagt, worauf die Todesstrafe stand. Dieser Kallias war ein schändlicher Mensch. Unter andern Greuelthaten hat er auch nachstehende begangen.

Er bewachte mit Aristides nach der Schlacht zu Marathon die Beute und die Gefangenen,

wobey ihm ein vornehmer Perser, den er für einen König hielt, in die Hände fiel. Der Perser ergriff seine Hand, fiel vor ihm nieder, und führte ihn zu einem Brunnen, wo eine Menge Gold versteckt war. Kallias nahm das Gold weg, und brachte den Gefangenen unmenschlich um, damit er die Sache nicht verrathen könnte.

Nachdem die Gegner dieses Kallias ihre Klage gehörig angebracht hatten, beschlossen sie selbe mit folgender Anrede an die Richter: Ihr kennt den Aristides, den ganz Griechenland verehrt. Wie glaubt ihr wohl, daß es in seinem Hause stehen mag, da er in einem so alten abgetragenen Mantel ausser demselben erscheint. Ist es nicht wahrscheinlich, daß Aristides, der ausser dem Hause Frost leidet, auch zu Hause Hunger und Mangel leiden müsse? Und Kallias, sein Vetter, der reichste Mann dieser Stadt, läßt ihn mit Frau und Kindern in seiner Dürftigkeit sitzen, da er doch eben diesem Aristides so vieles zu danken hat.

Kallias merkte, daß die Richter besonders durch diese Vorstellungen wider ihn aufgebracht wurden. Er rief also den Aristides, und bath

ihn, vor den Richtern das Zeugniß abzulegen, daß er ihm öfter viel angebothen, und gebethen hätte, es anzunehmen.

Aber Aristides wollte dieses nicht thun, sondern sagte: Er hätte mehr Ursache auf seine Armuth, als Kallias auf seinen Reichthum stolz zu seyn. Es gäbe viele Menschen, die Reichthümer gut oder schlecht gebrauchten; aber man fände nicht leicht einen, der Armuth großmüthig ertrüge; denn wer wider seinen Willen arm wäre, der schämte sich, es zu seyn.

Keiner von den Zuhörern war da, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, der nicht bey dieser Antwort des Aristides lieber mit ihm arm, als mit dem Kallias hätte reich seyn wollen.

Betragen des Aristides gegen seinen ärgsten Feind.

Der weise Plato hält unter den vielen großen und berühmten Männern von Athen den Aristi-

des für den merkwürdigsten; denn Themistokles, sagt er, Zimon, und Perikles haben Athen mit schönen Spaziergängen, Reichthümern, und eitlem Prunke angefüllt; Aristides hingegen hatte auch als Staatsmann noch die Tugend zum Endzwecke. Besonders gegen den Themistokles gab er große Beweise der edelmüthigsten Denkungsart. Er hatte diesen Mann in allen seinen Geschäften zum Feinde gehabt, und war durch seine Ränke aus dem Vaterlande verwiesen worden. Gleichwohl ergriff er die nachherige gute Gelegenheit sich zu rächen nicht, da Themistokles öffentlich angeklagt wurde, sondern war der Einzige, der bey den vielen und heftigen Anklagen und Verfolgungen dieses seines Feindes nichts wider ihn unternahm, oder redete. Er freute sich auch über dessen Unglück eben so wenig, als er vorher sein Glück beneidet hatte.

Hinterlassenschaft des Aristides.

Die Stadt Athen ließ diesem Manne auf ihre Kösten ein Grabmal errichten; weil sein hinterlassenes Vermögen nicht so viel betrug, als die

Kosten seines Begräbnisses erfoderten. Auch seine Töchter sollen auf öffentliche Kösten ausgestattet, und ausgeheyrathet worden seyn. Diese Dankbarkeit der Athenienser gegen die Kinder des freywillig armen Aristides darf dich, lieber Leser! um so weniger wundern, da die Bürger von Athen auch für Ausländer oft sehr edel gesorgt haben. Als sie hörten, daß eine Enkelinn des berühmten Aristogiton auf der Insel Lemnos in dürftigen Umständen lebe, und wegen ihrer Armuth keinen Mann bekommen könnte; liessen sie selbe nach Athen kommen, verheyratheten sie mit einem Manne von vornehmer Geburt, und gaben ihr ein Landgut zur Aussteuer. So dachten und handelten Heiden.

Wer ist glücklich zu preisen?

Solon von Athen hatte sich durch seine Weisheit so berühmt gemacht, daß ihn der Lydierkönig Kroesus in seine Hauptstadt Sardes einlud, zwar nicht aus Lust, um von ihm was zu lernen, sondern mehr aus Eitelkeit, um den Wundermann kennen zu lernen.

Solon kam. Da gieng es ihm aber, wie einem Menschen, der das erstemal auf das Meer kömmt. Gleichwie ein solcher einen Fluß nach dem andern, den er ansichtig wird, für das Meer hält, so hielt auch Solon, da er an den Hof dieses Königs kam, und durch die Zimmer so vieler Bedienten, die so staatlich gekleidet, und selbst mit einer Menge von Bedienten und Leibwachen umgeben waren, durchgeführt wurde, einen nach dem andern für den Kroesus selbst, bis er endlich zu ihm selbst gebracht wurde.

Kroesus, der den Fremdling staunen machen wollte, hatte an Edelgesteinen, an vielfärbigen, künstlich- und goldgestickten Kleidern alles an sich, was nur immer Schmuck, Ueberfluß und beneidenswürdige Pracht anzeigen konnte. Wahrhaftig, ein glänzendes Schauspiel!

Als Solon, der dem Throne gegenüber stand, ganz gleichgiltig blieb, und nicht, wie Kroesus erwartet hatte, Zeichen der Verwunderung gab, sondern sich vielmehr anmerken ließ, daß ihm dieser Anblick nicht behage; gab der König Befehl, daß man ihm die Schatzkammern öffnen, und alle Pracht und Kostbarkeiten zeigen sollte.

Nachdem er nun das alles gesehen hatte, fragte ihn Kroesus, ob er wohl einen glücklichern Menschen, als ihn, gesehen hätte?

Solon antwortete, er hätte einen gesehen, und der wäre sein Mitbürger Tellus. Er erzählte hierauf, daß dieser Tellus ein rechtschaffener Mann gewesen, wohlerzogene Kinder hinterlassen, und, ohne in seinem Leben Mangel zu leiden, mit Ehren fürs Vaterland gestorben wäre.

Nun fieng ihn Kroesus schon an, als einen blödsinnigen Mann, der keine Erziehung hätte, zu verachten, weil er die Glückseligkeit nicht nach Gold und Silber schätzte, sondern das Leben und den Tod eines gemeinen Mannes, wie Tellus wäre, höher als ein Königreich, und solche Schätze achtete. Gleichwohl fragte er ihn zum zweytenmale, ob er ausser dem Tellus noch einen Menschen wüßte, der glücklicher, als Kroesus, wäre.

Solon sagte, er wisse den Kleobis und Biton zu nennen. Er erzählte hierauf, daß diese zwey Brüder sich selbst und ihre Mutter zärtlich

geliebt, und da einst zu gehöriger Zeit die Ochsen nicht in Bereitschaft gewesen wären, sich selbst an den Wagen gespannt, und so die liebe Mutter in den Tempel gezogen hätten, worüber die Mutter sehr erfreut, und von allen Zuschauern glücklich gepriesen worden wäre. Kleobis und Biton hätten hierauf mit einander gebethet, und gespeiset, und wären am folgenden Tage nicht wieder auferstanden, sondern wegen dieser Mutterliebe durch einen sanften und schmerzlosen Tod in eine bessere Welt versetzt worden.

Jetzt konnte Kroesus seinen Zorn nicht mehr bergen. Und Uns, sagte er, Uns zählst du gar nicht unter die glücklichen Menschen?

Solon, der weder den König noch mehr erbittern, noch ihm schmeicheln wollte, sagte: König der Lydier! Gott hat den Griechen mittelmäßige Glücksgüter, aber eine gewisse freymüthige Weisheit gegeben, die nicht schimmert, die von unserm mittelmäßigen Zustande herkommt, und einsieht, daß das menschliche Leben beständig mancherley Zufällen unterworfen ist, und daher keinen Stolz über gegenwärtige Glücks-

güter

güter zuläßt, die auch die Glückseligkeit eines Mannes, welche durch die Zeit verändert werden kann, nicht bewundert; denn die ungewisse Zukunft hat für jeden Menschen mannigfaltige Schicksale; wem aber Gott seine Glückseligkeit bis ans Ende erhält, den nennen wir glücklich. Aber einen Mann glücklich nennen, der noch lebt, und allen Gefahren des Lebens ausgesetzt ist, heißt eben so unsicher und ohne Grund loben, als einen Kämpfer noch während dem Kampfe als Sieger preisen.

Nach dieser Rede begab sich Solon hinweg, und hatte den Kroesus zwar mißvergnügt, aber nicht vernünftiger gemacht.

Wie man mit Fürsten reden soll.

Als Solon Sardes wieder verlassen wollte, befand sich eben auch der Dichter Aesop, den der König gleichfalls eingeladen hatte, und sehr hoch schätzte, am Hofe. Dieser bedauerte den Solon, daß er gar keine Gnaden vom Kroesus empfangen hätte, und sagte: Solon! mit Königen

muß man entweder gar nicht, oder wohlgefällig reden.

Nein! sagte Solon, entweder gar nicht, oder die Wahrheit.

Was dem Könige Kroesus die kurze Gegenwart des Solon nützte.

Als in den folgenden Zeiten Kroesus vom Könige Zyrus in einer großen Schlacht überwunden, die Stadt Sardes eingenommen, er selbst gefangen wurde, und in Gegenwart der Perser und des Zyrus lebendig verbrennt werden sollte; so schrie er, da er schon gebunden auf dem Scheiterhaufen lag, dreymal, so stark er konnte: O Solon! Solon, Solon!

Zyrus, darüber in Verwunderung gesetzt, ließ den Kroesus fragen, was denn dieser Solon für ein Mensch, oder Gott wäre, daß er ihn allein in seiner Sterbstunde anriefe.

Solon, sagte Kroesus, war einer der griechischen Weisen, den ich zu mir kommen ließ,

nicht von ihm Weisheit zu hören, oder meine Kenntnisse zu vermehren, sondern daß er meine Glückseligkeit sehen, und als ein Zeuge derselben weg gehen sollte. Der Verlust dieser Glückseligkeit ist mir jetzt weit schmerzlicher, als ihre Erwerbung mir angenehm war. Denn das Vergnügen bey ihrem Genusse bestand nur in der Einbildung, aber ihr Verlust bringt mich in wirkliches Leiden und schreckliches Elend. Und das sah jener weise Mann aus meinen damaligen Umständen vorher, und sagte, man müßte das Ende des Lebens erwarten, und nicht auf unsichere Einbildungen stolz seyn.

Wie Zyrus, der weiser, als Kroesus, war, all dieses hörte, und Solons Lehren durch das gegenwärtige Beyspiel bestättiget sah; so ließ er den unglücklichen Kroesus nicht allein los, sondern erzeigte ihm auch, so lange er lebte, viele Gnaden.

So hat also Solons verachtete Freymüthigkeit einem Könige das Leben gerettet, und einen andern weiser gemacht.

Wie Numa die Bothen empfieng, die ihm ein Königreich brachten.

Numa war der Sohn eines angesehenen Mannes im Sabinerlande. Er war eben vierzig Jahre alt, und lebte einsam auf dem Lande, als Gesandte von Rom kamen, und ihn ersuchten, die königliche Würde anzunehmen. Ihre Einladung bestand aus wenig Worten; weil sie glaubten, der Antrag selbst werde dem Numa angenehm genug seyn. Aber es war nicht so leicht, wie sie geglaubt hatten, sondern kostete viele Mühe und Zureden, einen Mann, welcher bisher in Ruhe und Frieden gelebt, zu bewegen, daß er die Regierung einer Stadt übernahm, die eine kriegerische Verfassung hatte, und durch Kriege empor gekommen war.

Er antwortete den Gesandten: Jede Veränderung des menschlichen Lebens ist gefährlich. Wer so viel hat, als er braucht, und nicht Ursache hat, über sein Schicksal zu klagen, den kann nichts, als Unbesonnenheit, bewegen, seine Umstände zu ver-

lassen, welche wenigstens wegen ihrer Sicherheit, wenn sie auch keinen andern Vortheil hätten, dem Ungewissen vorzuziehen sind. Romulus, der Stifter eures Reiches, soll auf eine göttliche, wunderbare Art erzogen und erhalten worden seyn. Ich aber bin von sterblichen Aeltern gebohren und erzogen worden. Diejenigen Eigenschaften aber, die ihr an mir rühmt, eine große Liebe zur Ruhe und zur stillen Beschäftigung mit den Wissenschaften schicken sich nicht für einen, der regieren soll; und diese Neigung zur Ruhe und zu friedlichen Geschäften, und zu solchen Menschen, die nur die Götter ehren, und für sich vergnügt seyn wollen, übrigens aber für sich allein ihren Feldbau treiben, und ihre Viehzucht besorgen, ist mir angebohren, und sehr stark. Euch aber, ihr Römer! hat Romulus viele Kriege, die er vielleicht zu unbedachtsam anfieng, zu vollenden hinterlassen, und zu solchen ist eurer Stadt ein junger und muthiger König nöthig. Euer Volk ist durch die Gewohnheit, und durch das Glück unternehmend geworden, und es ist bekannt, daß es seine Grenzen zu

erweitern, und über andere zu herrschen strebt. Derjenige würde also nur verachtet werden, welcher eine Stadt, die mehr einen Feldherrn, als einen König nöthig hat, lehren wollte, wie sie die Götter verehren, Gerechtigkeit beobachten, und Krieg und Gewaltthätigkeit verabscheuen müsse.

Mit solchen Gründen schlug der weise Numa die Regierung aus. Unerhört ließ er die Gesandten nach Rom ziehen, und nur sein bittender Vater brachte es endlich dahin, daß er das römische Reich übernahm.

Wie Numa regierte.

Zu Rom war ein Tempel, der im Kriege offen, und im Frieden geschlossen war. Dieser Tempel war von dem ersten römischen König Romulus bis auf den ersten römischen Kaiser August durch mehrere hundert Jahre fort und fort offen, und nur ein einziges Mal auf eine kurze Zeit geschlossen; weil die Römer ihre Nachbarn unaufhörlich feindlich angriffen, oder von diesen feindlich an-

gegriffen wurden. Aber unter der Regierung des frommen Numa stand dieser Tempel keinen einzigen Tag offen, sondern war drey und vierzig Jahre hindurch beständig verschlossen. So sehr vermied Numa allenthalben den Krieg.

Und nicht allein das römische Volk wurde durch die Gerechtigkeit und Friedfertigkeit seines Königs milder und sanfter, sondern auch die umliegenden Städte, gleichsam als wenn eine reine und heitere Luft zu ihnen von Rom aus gekommen wäre, fiengen an, ihre Gesinnungen zu ändern, und eine Begierde nach Gerechtigkeit und Frieden zu schöpfen, das Land zu bauen, die Kinder ruhig zu erziehen, und der Religion sich zu ergeben. Es waren durch ganz Italien häufige Feyertage, Freudenfeste, Gastmahle, und freundschaftliche Zusammenkünfte, indem gleichsam aus der Quelle der Weisheit des Numa edle und gerechte Gesinnungen sich in alle Gemüther ergossen, und die Ruhe, die um ihn herum war, sich allgemein ausbreitete.

Unter der ganzen Regierung des Numa war kein Aufruhr. Niemand haßte, oder beneidete ihn; niemand stellte ihm nach. Eine gewisse

Furcht vor den Göttern, von denen man glaubte, sie hätten den Numa in ihrem besondern Schutze, oder die Verehrung seiner Tugend, oder auch ein höheres Schicksal hielt, während seiner Regierung, die Menschen von der Bosheit ferne.

Wie Numa begraben wurde.

Im drey und achtzigsten Jahre seines Alters starb dieser weise König, und sein gutes Leben wurde noch durch sein Begräbniß verherrlichet. Die benachbarten Völker, welche mit den Römern im Bunde, oder Freundschaft lebten, kamen zu seinem Leichenbegängnisse nach Rom, und brachten im Namen ihrer Städte Kränze und Schmuck. Die Vornehmsten der Stadt Rom trugen das Leichenbette, worauf er lag, und die Priester begleiteten ihn. Das Volk mit Weibern und Kindern folgte klagend und heulend nach, nicht als wenn es dem Begräbnisse eines alten Königs nachfolgte, sondern als wenn ein jedes von ihnen einen der liebsten Freunde in der Blüthe seines Alters verloren hätte.

Die Freundschaft des Marzius.

In dem Lande der Volsker, wider welche die Römer einst Krieg führten, war die Stadt Korioli die mächtigste. Wie nun der römische Feldherr Kominius die Stadt Korioli belagerte, eilten die Volsker derselben mit einem starken Heerhaufen zu Hilfe, um die Römer zwischen zwey Feinde zu bringen, und die Stadt der Belagerung zu entschütten. Der römische Feldherr Kominius theilte nun seine Armee; mit einem Theile marschirte er den heran ziehenden Volskern entgegen, und durch den andern ließ er unter dem Kommando des Titus Lartius die Belagerung fortsetzen.

Die Einwohner von Korioli machten sich diesen Abzug des Kominius mit dem größten Theile der Armee zu Nutzen; sie thaten einen Ausfall, schlugen die Römer im ersten Angriffe, und verfolgten sie bis in ihr Lager.

Hier aber gieng ein gewisser Marzius, einer der tapfersten Römer, mit weniger Mannschaft

auf sie los, schlug diejenigen, die ihm am nächsten kamen, zurück, stellte sich andern, die noch eindrangen, entgegen, und schrie den Römern zu, die Schlacht von neuem anzufangen. Er war hier, wie einer der alten Helden, nicht allein mit seiner Faust und Schwert, sondern auch mit seiner Stimme und seinem Anblicke dem Feinde fürchterlich und schrecklich.

Da sich durch sein Zurufen nach und nach immer mehr Römer um ihn herum stellten; so wichen die Koriolaner endlich wieder zurück. Aber Marzius war damit nicht zufrieden; er verfolgte die Fliehenden bis an die Thore der Stadt.

Ob er nun gleich sah, daß hier die Römer aufhörten, die Koriolaner zu verfolgen, weil die Belagerten von der Mauer viele Pfeile abschossen, und es keinem Römer in den Sinn kam, mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt einzudringen, die mit bewaffneten Bürgern angefüllt war; so unternahm es doch der Held Marzius, und er schrie auch den übrigen Römern zu, ihm nachzufolgen; denn das Glück hätte mehr den Römern, als den Feinden das Thor geöffnet.

Nur wenige folgten, und drangen mit ihm in die Stadt. Wie die Bürger von Korioli merkten, daß nur wenige Römer in ihrer Mitte wären; faßten sie sich wieder, kamen einander zu Hilfe, und griffen den Marzius an.

Aber hier that Marzius mit seinen Begleitern beynahe übermenschliche Heldenthaten; mit der Stärke seiner Faust, und mit dem kühnsten Muthe besiegte er alle, die sich gegen ihn wandten; einige trieb er in die entlegensten Winkel der Stadt, andere nöthigte er, die Waffen niederzulegen, und machte es solcher Gestalt dem Titus Lartius, der mittlerweile von aussen her anrückte, ganz leicht, die Stadt, in welcher alles voll Verwirrung war, einzunehmen.

Da sich jetzt nach Einnahme der Stadt die meisten Römer mit Plündern und Beute machen beschäftigten, wurde der tapfere Marzius unwillig, und rief ihnen zu, es sey schändlich, herum zu laufen, und sich mit Beute zu bereichern, während ihre Landsleute unter dem Kominius vielleicht eben eine harte Schlacht zu kämpfen hätten. Er nahm hierauf die wenigen Freywilligen, die mit ihm gehen wollten, und zog dem Kominius nach.

Unterwegs ermahnte er die ihn begleitenden Soldaten öfters, den Muth nicht sinken zu lassen, und oft bethete er auch zu den Göttern, daß sie ihn noch zu rechter Zeit möchten eintreffen lassen, damit er an der Schlacht, und an allen Gefahren seiner Mitbürger brüderlich Theil nehmen könnte.

Eben kam er an, als sich die Römer gegen die Volsker in Schlachtordnung stellten. Anfangs wurden viele durch seine unvermuthete Erscheinung erschreckt; weil er voll Blut und Schweiß, und nur mit Wenigen ankam. Aber er lief freudig dem Feldherrn Kominius zu, ergriff seine Hand, und erzählte ihm die Eroberung der Stadt Korioli. Kominius umarmte und küßte ihn. Ein Theil des römischen Heeres hörte diese Erzählung, die übrigen vermutheten es aus dem lauten Freudengeschrey; alle verlangten nur geschwinde mit dem Feinde zu schlagen. Marzius erkundigte sich noch vorher bey dem Kominius, wie die Schlachtordnung der Volsker eingerichtet wäre, und wo beyläufig die tapfersten Feinde stehen möchten. Nachdem ihm Kominius eröffnet hatte, er vermuthe, daß die tapfersten und muthigsten Feinde in der Mitte stehen würden; sagte Marzius:

Thue mir die Gefälligkeit, und stelle mich diesen Männern entgegen.

Kominius bewunderte seinen Muth, und erfüllte seine Bitte.

Sobald die Reiter die Lanzen auf einander angelegt hatten, sprengte Marzius hervor. Die voraus stehenden Volsker konnten seinen Angriff nicht aushalten; sondern stürzten auseinander, und liessen ihn durchdringen. Darauf schlossen sie sich aber wieder an einander, und nahmen ihn in die Mitte. Kominius wurde sehr für den Marzius besorgt, und schickte ihm seine besten Leute zu Hilfe.

Das Gefechte um den Marzius herum wurde sehr hart, und in kurzer Zeit lag eine Menge Todter um ihn. Die Römer siegten endlich, und schlugen die Volsker in die Flucht; baten aber den Marzius, als sie die Feinde verfolgten, daß er wegen der Ermattung von seinen Wunden und von dem heissen Kampfe sich schonen, und ins Lager zurück kehren möchte. Marzius gab ihnen aber zur Antwort: Ein Sieger muß nicht müde werden, und half mit, die flüchtigen Feinde verfolgen.

Als am folgenden Tage der Feldherr Kominius in Gegenwart der ganzen römischen Armee auf einem dazu errichteten Gerüste den Göttern für den gestrigen Sieg gedankt hatte, wandte er sich an den Marzius. Er rühmte zuerst dessen bewunderungswürdige Tapferkeit, wovon er theils selbst Augenzeuge gewesen, theils auch vom Lartius Nachricht erhalten hatte. Hierauf befahl er ihm, von der vielen Beute am Gelde, an Pferden und Gefangenen den zehenten Theil sich auszuwählen, ehe man sie unter die übrigen Soldaten vertheilen würde. Ausserdem beschenkte er ihn mit einem schönen, vollkommen ausgerüsteten Pferde.

Marzius trat hervor, und sagte: Ich freue mich über das Lob des Feldherrn, und nehme das Pferd an, das Uebrige aber halte ich für einen Sold, und für keine Ehrenbezeigung; ich nehme es nicht an, sondern bin mit dem zufrieden, was einen jeden von uns Soldaten trift. Nur eine einzige besondere Gnade bitte ich mir aus. Ich hatte unter den Volskern einen braven und guten Mann zum Freunde. Dieser ist jezt gefangen, und aus einem rei-

chen und glücklichen Manne ein Sklave geworden. Ich schätze mich glücklich, wenn ich von den vielen Uebeln, die ihn jetzt treffen, ein einziges abwenden kann, dieses nämlich, daß er nicht als ein Sklave verkauft werde.

Der Feldherr gewährte diese Bitte, und ein Freudengeschrey des ganzen Heeres erhob die edle Denkungsart des Marzius bis an den Himmel.

Luzilius in der Schlacht bey Philippi.

Als der Feldherr Brutus in der berühmten Schlacht bey Philippi von den Gegenfeldherren Zäsar und Antonius auf das Haupt geschlagen wurde, bemerkte Luzilius, ein rechtschaffener Mann und Freund des Brutus, daß einige Reiter, welche den Geschlagenen nachjagten, bey allen schnell vorbey ritten, und nur auf den Brutus zusprengten. Er entschloß sich daher, mit seiner eigenen Gefahr, sie von seinem Freunde abzuhalten.

Er blieb etwas zurück, und schrie den Reitern zu, er wäre Brutus, und er machte es ih-

nen auch dadurch glaublich, daß er sie bat, sie möchten ihn zum Antonius führen; weil er sich vor dem Zäsar fürchte, gegen den Antonius aber noch Zutrauen hätte. Die Soldaten freuten sich unendlich über diesen Fund, und glaubten, daß ihnen das Glück ganz besonders günstig gewesen wäre.

Sie liessen also vom Verfolgen ab, führten den Luzilius mit sich fort, und schickten vorläufig, da es schon anfieng, finster zu werden, einige Bothen mit der Nachricht an den Antonius voraus, daß sie den Brutus brächten. Dieser war darüber so entzückt, daß er denen, die den Luzilius brachten, entgegen gieng. Alles lief zusammen, den gefangenen Brutus zu sehen.

Als die Soldaten mit dem Gefangenen nahe heran kamen, blieb Antonius stehen, und besann sich, wie er sich gegen den Luzilius betragen sollte. Der vorgeführte Luzilius redete ihn aber mit unerschrockener Herzhaftigkeit also an:

Antonius! den Markus Brutus hat niemand gefangen, und es wird ihn auch hoffentlich kein Feind gefangen bekommen;

so sehr wird schwerlich das Glück über die Tugend siegen. Ich aber habe deine Soldaten hintergangen, um meinen Freund zu retten, und scheue keine Marter; du magst mir thun lassen, was du willst.

Jedermann erschrack über diese Worte des Luzilius. Antonius aber blickte die Soldaten an, die den Gefangenen gebracht hatten, und sagte:

Kameraden! ihr seyd wohl über diesen Irrthum sehr unwillig, und glaubt, daß man euch frech hintergangen habe? Aber wisset, daß ihr einen bessern Fang gethan habt, als derjenige gewesen wäre, den ihr suchtet; denn ihr suchtet einen Feind auf, und bringet uns dafür einen Freund. Ich wüßte auch wahrlich nicht, wie ich mich gegen den Brutus hätte verhalten sollen, wenn ihr mir ihn lebendig gebracht hättet. Solche Männer aber, wie dieser hier, will ich lieber zu Freunden, als Feinden haben.

Nach diesen Worten umarmte er den Luzilius, und empfahl ihn einem seiner Freunde.

Der Rabbi und sein Weib.

Die jüdischen Volkslehrer werden Rabbi, oder Rabbiner genennt. Ein solcher Rabbi, Namens Meir, saß einst am Sabbath in der Judenschule, und unterrichtete das Volk. Durch ein Unglück starben unterdessen seine beyden Söhne, die nicht nur schön von Gestalt waren, sondern auch wohl unterwiesen im Gesetze des Herrn, und fromm in ihrem Wandel.

Seine Frau nahm sie, trug sie hinauf in ihr Schlafzimmer, legte sie aufs Bett, und deckte sie mit einer weissen Decke zu.

Des Abends kam Rabbi Meir nach Hause, und fragte: Wo sind meine Söhne, daß ich sie umarme und segne?

Sie sind fort gegangen, antwortete das Weib.

Ich habe mich in der Synagoge nach ihnen umgesehen, sagte der Rabbi, und ich bin sie nicht gewahr geworden.

Mitterweile reichte sie ihm, wie bey den Juden am Sabbathabend gewöhnlich ist, einen Becher mit Wein.

Er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?

Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und stellte ihm zu essen vor.

Er aß, und war fröhlich, und guter Dinge.

Als er nach der Mahlzeit seine Danksagung verrichtet hatte; sprach sie: Rabbi! erlaube mir eine Frage.

Sprich nur, meine Liebe! antwortete er.

Und sie sprach: Vor einigen Jahren gab mir jemand Kostbarkeiten in Verwahrung, und jetzt fodert er sie wieder zurück; soll ich sie ihm wieder geben?

Kann mein Weib so fragen? — sprach er. Wolltest du dich noch bedenken, einem jeden das Seine zu geben?

Nein — antwortete sie — ich will nichts haben, was nicht mein ist; aber ich wollte dich doch erst fragen.

Rabbi Meir wollte wissen, was das für Kostbarkeiten wären, und sie führte ihn hinauf in das Schlafzimmer, trat an das Bette, und nahm die Decke von den Leichnamen weg. —

Ach! meine Söhne! meine Söhne! so jammerte der Vater. Sie wandte sich hinweg, und weinte.

Endlich ergriff sie ihn bey der Hand, und sprach: Rabbi! hast du mich nicht gelehrt, man müsse bereit seyn, wieder zu geben, was uns anvertraut worden? Sieh! der Herr hats gegeben; der Herr hats genommen; der Name des Herrn sey gelobt!

Ja, der Name des Herrn sey gelobt! rief auch Meir aus. Dann umarmte er seine Frau, und sprach: Wohl ist es wahr, was geschrieben steht: Wer ein weises und tugendhaftes Weib gefunden hat, der hat einen größern Schatz, als kostbare Perlen.

Und sie trösteten einander, und waren zufrieden mit Gottes Vorsehung; weil sie es gewiß wußten, und von Herzen glaubten, daß der Herr alles wohl macht.

Das Nachtgebeth eines Wilden.

Ein Geistlicher, der nach Indien geschickt worden war, um den dortigen Heiden den christlichen Glauben zu predigen, gieng einst gegen Abend mit seinen Hausleuten spaziren. Bald hörten sie in einem Walde ein klägliches Winseln. Sie giengen ihm nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, das ist, einen von den Heiden, die Indien bewohnen. Er lag auf der Erde alt und kraftlos, und schien sein Ende zu erwarten. Der Geistliche erkundigte sich um die Ursache seines Leidwesens. Er wollte Anfangs gar nicht reden; endlich sagte er:

Ach! heute Morgens, als der Himmel roth war, machte ich mich auf, und suchte in meine Heimath zu kommen. Nun habe ich mich verirrt; es wird dunkel; ich bin müde, und muß hier liegen bleiben. Da werden Schlangen, oder

wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib, und meine Kinder!

Der Geistliche hatte Mitleiden mit ihm, und lud ihn ein, bey ihm zu übernachten.

Aber du kennst mich ja nicht, sagte der Wilde.

Ich brauche dich nicht zu kennen, sagte der Geistliche, führte ihn mit sich in seine Hütte, und erquickte ihn mit Speise und Trank. Darnach bereitete er ihm ein Nachtlager in einem Kämmerchen neben dem seinigen, so daß nur eine dünne Wand zwischen ihnen war. Der Wilde legte sich nieder.

Mitten in der Nacht hörte der Geistliche ein Geräusch, als ob der Wilde aufstehen wollte. Er erschrack, und horchte; denn er fürchtete, der Mensch dürfte etwas Böses im Sinne haben. Allein er that ihm Unrecht, und hatte gar nicht Ursache, sich zu fürchten; denn er hörte, daß der Wilde niederkniete, und folgendes Gebeth verrichtete:

O Gott! ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat; ich

danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, kein wildes Thier angefallen hat, und daß mir meine Feinde nicht begegnet sind; ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist, und mich in seine Hütte aufgenommen hat. Wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen; so gieb ihnen auch die Sonne, bewahre sie auch vor Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden. Und wenn sich einer verirrt, und auf dem Wege liegen bleibt; so laß einen guten Mann kommen, der ihn in seine Hütte aufnimmt.

So bethete dieser Wilde, und gewiß hat sein Gebeth Gott wohl gefallen; denn unter allen Völkern, wer Gott fürchtet, und recht thut, der ist ihm angenehm. Apostelgeschichte 10, 35.

Eine Tochter, die für den Vater büssen will.

In Kina, einem heidnischen Lande, ist ein Gesetz, kraft dessen denjenigen, die sich an landesherrlichem Gelde vergreifen, beyde Hände abgehauen werden sollen.

Einst hatte ein Beamter dieses Verbrechen begangen, und folglich nach den Landesgesetzen diese grausame Strafe verdient.

Seine Tochter wagte es, zu dem Kaiser zu gehen, und für ihren Vater zu bitten. Demüthig erschien sie vor dem Kaiser von Kina, und sprach: Ich läugne nicht, großer Kaiser! daß mein unglücklicher Vater nach den Gesetzen beyde Hände verlieren soll; hier sind sie.

Bey diesen Worten zog sie ihre Handschuhe aus, reichte dem Kaiser ihre eigenen Hände dar, und fuhr fort: Ja, großer Kaiser! diese Hände gehören meinem Vater. Sie sind zur Unterhaltung seines Hauswesens unnütz; nimm sie also, und laß meinem Vater dafür diejenigen, womit er meinen Großvater, meine Brüder und Schwestern, und mich selbst ernährt.

Der Kaiser wurde durch die kindliche Liebe dieses Mädchens, das die eigenen Hände für den Vater geben wollte, gerührt. Er lobte sie, ließ sie im Frieden nach Hause gehen, und begnadigte den Vater wegen der Tochter.

Ein Frankfurter Jude.

Ein Schiff, das auf dem Rheinstrome hinunter nach Holland gieng, stieß auf eine Sandbank, und scheiterte. Die Stücke des Schiffes trennten sich von einander, und die Menschen, die darinn waren, kamen in große Gefahr. Jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. Der vordere Theil des Schiffes stand noch fest auf dem Sand, war aber schon ganz unter Wasser. Deßwegen kletterten vier Personen auf den Mastbaum hinauf, und hielten sich fest daran. (Mastbaum ist ein großer Baum in solchen Schiffen, die durch Segel getrieben werden.

Einer von diesen vier Kletterern war ein Bauer aus Westphalen. Ein Jude, der noch unten im Schiffe war, bath diesen Bauer um die Erlaubniß, daß er sich an seinen Fuß hängen dürfte.

O ja, sagte der Bauer, hängt euch an; wenn ich nicht mehr halten kann; so ersaufen wir beyde.

Der Jude hängt sich also an des Bauers Fuß. Unterdessen kam ein anderes Schiff, und

rettete sie alle. Der Jude dankte dem Bauer herzlich, der ihm das Leben gerettet hatte, schrieb dessen Namen und Wohnort auf, und sagte beym Abschied: jetzt habe ich zwar nichts; aber sobald ich kann, werde ich ihm zeigen, daß ich erkenntlich bin für die Wohlthat, die er mir erwiesen hat.

Reiset in Gottes Namen; sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danket Gott, der uns vom Tode erlöset hat.

Der Jude gieng. Es verflossen zwey Jahre, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Niemand dachte mehr an ihn. Endlich kam ein Brief von ihm an den Richter des Ortes, wo der Bauer wohnte. Dieser Brief war von Frankfurt am Mayn geschrieben. Der Jude schrieb dem Richter die ganze Geschichte, wie der Bauer ihm das Leben erhalten hatte, und fuhr dann weiter fort:

So lange konnte ich meinem Wohlthäter nichts geben; weil es meine Umstände nicht litten. Aber oft habe ich seiner gedacht; oft habe ich für ihn gebethet, wenn ich Gott für die Erhaltung unsers Lebens dankte. Jetzt habe ich etwas mehr. Gott hat meine Habe gesegnet;

ihm sey Lob. Und nun muß ich an den guten, braven Bauer denken. Hier ist Zeug für ihn, sein Weib und seine Kinder, und fünfzig Stücke Dukaten. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Mühe mache, und Sie bitte, dem guten Bauer diese Geschenke zu geben. Sollte er aber nicht mehr leben, so werden auch sein Weib und Kinder dieselben wohl nöthig haben, und sich darüber freuen. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie mir ein paar Zeilen antworten, und einige Nachricht von meinem Wohlthäter geben wollen.

Der Richter ließ den Bauer holen. Dieser war indessen durch eine Krankheit in seinem Hauswesen zurück geblieben, und befand sich eben damals in einer großen Noth. Denn er war der Herrschaft noch Abgaben rückständig, und wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Deßwegen erschrack er auch, da der Richter ihn rufen ließ. Doch gieng er sogleich hin, und sagte ganz furchtsam: Was befehlen Sie, Herr Richter?

Der Richter erschreckte ihn Anfangs ein wenig, und foderte ihm das rückständige Geld ab. Als aber der Bauer um Aufschub bath, und lamentirte; so sagte der Richter: Nun, seyd nur stille; wir wollen schon sehen. Aber erinnert ihr

euch nicht mehr, daß vor zwey Jahren ein Jude an eurem Fusse hieng?

Der Bauer dachte Anfangs nicht gleich auf. Endlich erinnerte er sich, und sagte: Ach! lieber Gott! jetzt besinne ich mich darauf. Ja, der arme Schelm! er war so froh über die Erhaltung seines bischen Lebens. Möchte doch wissen, ob er noch lebe; er schien ein gutes Blut zu seyn; ja, da rettete uns Gott recht wunderbar.

Der Richter fragte weiter: Versprach er euch nichts zur Belohnung?

Ja, lieber Gott! sagte der Bauer, er mag wohl selbst nichts haben; er war der Kleidung nach sehr zerrissen; er schrieb freylich meinen Namen, und sonst noch manches auf.

Der Richter sagte darauf: Der Jude ist ein guter Kerl; er lebt noch, das schickt er euch zur Belohnung. — Bey diesen Worten legte der Richter den Zeug auf den Tisch, den der Jude geschickt hatte; das Geld aber ließ er noch zurück.

Der Bauer stand ganz erstaunt da, weinte vor Freuden, und fragte; und als er hörte, daß der Jude geschrieben, und alle diese Geschenke

für ihn bestimmt hätte; so sagte er: Nun; Gott vergelt ihms. — Nun tadle mir einer mehr die Juden, und heisse sie alle Schelmen.

Das sind sie auch nicht; sagte der Richter, es giebt bey allen Völkern gute Menschen. Nun brachte er das Geld und den Brief, zählte die fünfzig Dukaten hin, und sagte: das ist auch euer.

Der Bauer sprach nichts, sah den Richter beständig an, las den Brief, und endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth für ein wenig Anhalten an dem Fuß! Gott segne ihn, und mache alle Juden selig.

Der Richter ermahnte ihn nun, gut Haus zu halten. Der Bauer folgte diesem Rathe. Auch schrieb er ein herzliches Dankschreiben an den Juden; dieser aber schickte hernach alle Jahre ein Päckchen an den Bauer, worinn bald Geld, bald Zeug, bald Gewürze war.

Der Mohr und der Spanier.

In Spanien lebten vor Zeiten viele Mohren, die aber nach und nach wegen ihrem Glauben

vertrieben worden sind; denn sie bekannten sich nicht zur christlichen, sondern zur türkischen Religion.

Ein Spanier bekam mit einem solchen vornehmen jungen Mohren, den er nicht kannte, Streit, und ermordete ihn. Der Spanier floh; man verfolgte ihn. Er rettete sich aber dadurch, daß er über eine Gartenmauer sprang.

Der Eigenthümer des Gartens, welcher auch ein Mohr war, befand sich eben darinn. Der Spanier fiel vor ihm nieder, entdeckte ihm, was geschehen war, und bath, daß er ihn verbergen möchte.

Der Mohr versprach ihm, er sollte bey ihm sicher seyn; verbarg ihn in sein Gartenhaus, und versprach, ihm die nächste Nacht sicher weiter zu helfen.

Der Mohr gieng darauf nach Hause. Kaum hatte er sich niedergesetzt; so kam ein großer Haufe Menschen mit lautem Geschrey zur Thüre herein, und brachten seinen Sohn todt auf einer Bahre, mit der Nachricht, daß er so eben getödtet worden wäre.

Man kann sich vorstellen, wie groß der Schrecken, und die Betrübniß des Mohren war. Er erkundigte sich nach den nähern Umständen, und merkte aus der ganzen Erzählung, daß eben der Spanier, der in seinem Gartenhaus wäre, der Mörder seines Sohnes sey.

Was sollte er thun? Der Mörder seines Sohnes war in seiner Gewalt. Er konnte sich nach Belieben selbst rächen, oder ihn dem Gerichte überliefern.

Aber er that es nicht. Er hatte dem Spanier sein Wort gegeben; er hatte ihm seinen Schutz versprochen, und sein Versprechen war ihm heilig. Er schwieg also ganz still, und sobald es Nacht war, gieng er in seinen Garten, suchte den Spanier auf, und sagte:

Christ! der Mensch, den du getödtet hast, ist mein Sohn. Sein Leichnam ist in meinem Hause. Du verdienst, dafür bestraft zu werden. Aber ich habe dir mein Wort gegeben, das ich nicht brechen darf.

Hierauf führte er den Spanier in seinen Stall, gab ihm eines seiner besten Pferde, und

sagte: Fliehe, so weit du kannst; die Nacht schützet dich, und morgen kannst du sicher seyn. Du hast dich des Bluts meines Sohnes schuldig gemacht; aber ich danke Gott, daß ich an dem deinigen unschuldig bin, und dir Wort gehalten habe.

Die Tochter des Kleomenes.

Zu Sparta lebte einst ein König, Kleomenes genannt. Zu diesem kam ein fremder Fürst, und wollte ihn zu etwas bereden, das den Bürgern von Sparta sehr schädlich gewesen wäre. Der Fremde both dem Kleomenes eine große Summe Geldes an, wenn er thun wollte, was er verlangte. Kleomenes schlug es aus, und der Fremde both ihm noch einmal soviel. Wie er auch damit nichts ausrichtete; so stieg er endlich bis auf fünfzig Talente, welches eine sehr große Summe war.

Des Kleomenes kleines Töchterlein, ein Kind von acht Jahren, das eben in dem Zimmer war, rief jetzt auf einmal aus: **Vater! wenn ihr euch nicht entfernet; so wird euch dieser Fremde doch noch bestechen.**

Der

Der König folgte auch wirklich dem Rathe seines achtjährigen Kindes, stand plötzlich auf, und gieng in ein anderes Zimmer. Der Fremde aber wurde nicht mehr vor ihn gelassen, und mußte unverrichteter Sache abziehen.

Ein rechtsinniger Israelite.

Ein Bauer von der Sorga im Darmstädtischen arbeitete in einer Laimgrube. Sie stürzte ein, und der Bauer wurde ganz verschüttet. Niemand war bey ihm, als sein Kind, das aber nichts weiter thun konnte, als um Hilfe schreyen.

Ein Jude aus derselbigen Gegend, der nach Hersfeld auf den Markt gieng, hörte das Geschrey des Kindes. Er gieng hinzu; und sobald er vernommen, was sich zugetragen; stellte er seinen Kram hin, und fieng an, dem Unglücklichen zu helfen.

Zuerst legte er sein Ohr auf die Erde, und horchte nach dem Aechzen des Verunglückten, um daraus die Gegend zu erkennen, wo der Kopf desselben liegen möchte. Nun fieng er an, mit seinen Händen den Laim wegzuarbeiten, fand den Kopf, und brachte ihn ganz behutsam so weit hervor, daß er wieder Athem holen konnte. Dar-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nach schaffte er den Laim noch weiter weg, bis es ihm endlich gelang, den ganzen Leib heraus zu ziehen.

Der Bauer hatte kaum noch so viele Kräfte, daß er dem Juden danken konnte. Es kamen Leute, man legte den Schwachen auf einen Wagen, und brachte ihn nach Hause.

Hier wurden zwar alle Mittel versucht; der Mann war aber so zerquetscht, daß er nach einigen Stunden starb.

Der Jude gieng. Als er von Hersfeld wieder zurückkam; wollte ihm das Weib des Gestorbenen für seine Mühe etwas zur Belohnung geben.

Der Jude nahm aber nichts an, und sagte: Ich rette, wenn ich kann, dem geringsten Wurm das Leben; wie viel mehr meinem Nebenmenschen.

Murray und Kudiok.

Ein Schiff aus England kam nach Guinea in Afrika, wo lauter ganz schwarze Menschen, die Heiden sind, wohnen. Das Schiff hielt sich hier

Bayerische Staatsbibliothek München

einige Zeit lang auf, und da es wieder abreiste, mußte ein Wundarzt Krankheit halber zurück bleiben. Dieser kranke Engländer hieß Murray, und ein Schwarzer, Namens Kudiok, nahm ihn in seine Hütte auf, und verpflegte ihn.

Bald darauf kam ein holländisches Schiff in Guinea an. Einige Schwarze waren zu neugierig, wollten das Schiff auch gerne von innen sehen, und giengen hinein. Da begiengen die Holländer die große Ungerechtigkeit, daß sie diese schwarzen Menschen mit Gewalt zurück behielten, sie zu Sklaven machten, und mit ihnen fort fuhren.

Die Aeltern und Freunde dieser Gefangenen heulten vor Wuth und Verzweiflung, als sie das Schiff mit ihren Verwandten abfahren sahen. Sie versammelten sich, und schwuren, daß sie sich an dem ersten weissen Menschen, der in ihr Land käme, dafür rächen würden.

Auf einmal fiel ihnen der kranke Murray ein, der in dem Hause des Kudiok war. Hier, dachten sie, könnten sie sich sogleich durch die Ermordung dieses Fremdlings an den weissen Menschen rächen.

Der Anschlag gefiel allen, und sie riefen einmüthig: Auf! auf! zum Hause des Kudiok!

dort finden wir ein weisses Ungeheuer, das wir in Stücke zerreissen wollen.

Nun liefen sie alle voll Wuth zu der Hütte Kudioks, und sobald sie da ankamen, brüllten und schrieen sie mit fürchterlicher Stimme: Gieb uns den Murray heraus! den Murray, daß wir ihn in Stücke zerreissen!

Kudiok geht heraus, hält sie bey der Thüre auf, und fragt sie ganz ruhig: Was hat euch dieser Weisse gethan? Warum habt ihr diesen mörderischen Anschlag gegen ihn gefaßt?

Weißt du denn nicht, schrieen sie, daß die Brüder dieses Weissen einige von unsern Kindern und Freunden geraubt haben?

Kudiok antwortete ihnen immer gelassen: Die Weissen, die dieses gethan haben, sind die größten Bösewichte, die wir umbringen sollten, wenn sie in unserer Gewalt wären. Aber der Weisse, welcher bey mir wohnt, hat keinen Antheil an ihrem Verbrechen, und hat euch selbst noch nie beleidigt. Ihr werdet doch nicht so unbillig und grausam seyn, daß ihr den Mann blos deswegen ermordet, weil er weiß, wie jene Verbrecher, ist? Wäre das nicht die größte Ungerechtigkeit?

Einige Schwarze wollten sich gleichwohl nicht zufrieden geben. Aber Kudiok redete ihnen ernstlich zu, und sagte:

Höret! Murray ist mein Freund. Mein Haus ist sein Haus, und ich bin schuldig, meinen Freund bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Waget ihr es nun, meinem Freunde etwas zu Leide zu thun; so müßt ihr zuvor mein Herz durchbohren.

Diese letzten Worte thaten die beste Wirkung. Die Schwarzen kehrten um, und schämten sich, daß sie statt der Schuldigen einen Unschuldigen hatten ermorden wollen.

Murray blieb also beym Leben, wurde wieder gesund, und fand auch bald Gelegenheit, auf einem andern Schiffe nach England zurück zu kehren. Dem braven Kudiok allein hatte er sein Leben zu danken. Dieser schwarze Mann war zwar kein Christ; aber er war besser, als viele tausend Weisse, die sich Christen nennen.

Der glückliche Nadelfinder.

Ein Kaufmann in Kina fand auf einer Reise einen Beutel, worinn zwey große goldene Nadeln

waren. Er setzte sich nieder, und wartete, ob etwa jemand käme, der sie verloren hätte.

Gegen Abend kam eine weinende Sklavinn, suchte die Nadeln, und sagte, dieselben gehörten ihrer Herrschaft; sie hätte sie verloren, und würde nun des Diebstahls beschuldigt. Der Kaufmann übergab sie ihr, und reiste nun fort.

Seine Rückreise machte er zu Wasser auf einem Fluß. Als er wieder an den Ort kam, wo er die Nadeln gefunden hatte; so stand dieselbe Sklavinn am Gestade, sah, und erkannte ihn, und fieng an, ihm so sehr zuzuwinken, daß er endlich ans Land fuhr, und ausstieg.

Sie bath ihn, mitzugehen, sie wollte ihn mit Speise und Trank erquicken, und weil es heisses Wetter war; so ließ er sich bereden und gieng mit.

Aus Dankbarkeit wartete ihm die Sklavinn so wohl auf, daß er sich verspätete, und das Schiff fuhr indessen ab. Er mußte also die Nacht am Lande bleiben, und das war sein größtes Glück, und zugleich der Lohn seiner Ehrlichkeit. Denn in derselben Nacht entstand ein heftiger Sturm; das Schiff, darinn er gewesen

war, gieng unter, und alle seine Reisegefährten ertranken.

Der Wilde und der Engländer.

Ein Wilder in Amerika hatte sich einst auf dem Heimwege verirrt, und kam an die Wohnung eines Engländers, der eben vor seinem Hause saß, und tiefsinnig in einem Buche las. Weil er sehr hungrig war, und so bald nicht nach Hause kommen konnte; so bath er den Engländer um ein Stück Brod, oder wenigst um einen Trunk. Allein der Engländer schlug alles rund ab, und fuhr ihn an, daß er sich unterstände, einen Mann, wie er wäre, zu beunruhigen. Er mußte also ohne Labsal weiter.

Einige Monate hernach gieng dieser Engländer einmal jagen, verirrte sich ebenfalls, und konnte den Weg nach seinem Hause nicht wieder finden. Endlich begegnete ihm ein Wilder, den er inständigst bath, ihm den Weg nach Hause zu zeigen.

Der Wilde sagte, es wäre schon zu spät, er könnte heute nicht mehr nach Hause kommen; er möchte daher mit ihm in seine Hütte gehen, und die Nacht bey ihm zubringen.

Der Engländer nahm die Einladung an, und als er in der Hütte des Wilden angekommen war, setzte ihm dieser sogleich Wildpret und andere Speisen vor, und bereitete ihm auch ein Lager, worauf der Müde sanft schlief. Den andern Tag begleitete der Wilde den Christen nach Hause.

Nachdem er ihn glücklich nach Hause gebracht hatte; fragte er ihn, ob er sich denn nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben?

Der Engländer betrachtete ihn jetzt genauer, und erkannte, daß es eben der Wilde wäre, dem er vor einiger Zeit Brod und Wasser abgeschlagen hätte. Nun fieng er freylich an, sich zu schämen, und dem bessern Heiden abzubitten.

Der Heide machte ihm aber keine Vorwürfe deswegen, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen, und gieng davon.

Ein Gegenstück zum Frankfurter Juden.

Ein reicher Jude reiste zu Pferd auf die Duld, und hatte einen ganzen Gurt, oder, wie man es in einigen Gegenden nennt, eine Bauchbinde

voll Geld um den Leib. Er mußte durch einen Fluß reiten, der von dem Regenwetter sehr angeschwollen war. Das Wasser riß ihn fort, und im Augenblicke sah man weder Roß, noch Reiter mehr.

Ein Bauer stand am Gestade, und sah das Unglück. Weil er gut schwimmen konnte; so warf er geschwinde seine Kleider von sich, sprang in das Wasser, und erhaschte den Juden glücklich. Mit vieler Mühe brachte er ihn an das Land; aber das Pferd konnte er nicht retten.

Der Jude war indessen schon halb todt. Weil aber der Bauer gehört hatte, daß man Ertrunkene wieder zum Leben bringen könnte; so trug er ihn alsobald in sein Haus, legte ihn auf einen Bund, oder Schab Stroh, und gab sich alle Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen. Es gelang ihm auch; der Jude kam glücklich wieder zum Leben.

Als er völlig wieder hergestellt war, so dankte er seinem Erretter herzlich. Nun wollte er nach seinem Gelde greifen, und dem Bauer eine Belohnung geben; aber es war fort. Der Jude beklagte sich, daß ihm sein Geldgurt weggekommen wäre, und sagte, derselbe könnte ja nicht

im Wasser liegen; denn er wäre fest an seinen Leib gemacht gewesen.

Der Bauer erschrack. Sein Gewissen sprach ihn zwar frey; aber es kränkte ihn doch, daß er in einen übeln Verdacht kommen sollte. Er versicherte den Juden hoch und theuer, daß er kein Geld bey ihm gefunden hätte, und sagte, wenn er im Sinne gehabt hätte, ihm sein Geld abzunehmen; so würde er sich wohl nicht so viele Mühe gegeben haben, ihn wieder zum Leben zu bringen.

Der Jude stand zwar noch im Zweifel, ob die Sache so wäre; wollte sich aber doch mit dem Retter seines Lebens in keinen Streit einlassen; er dachte: das Geld möchte in Gottes Namen hin seyn, und reiste ab.

Beyde schieden also nicht recht vergnügt von einander. Der Jude war mißvergnügt; weil er sein Pferd und sein Geld eingebüßt hatte; und der Bauer bekümmerte sich darüber, daß er unschuldig in den Verdacht eines Diebstahls gekommen war.

Im folgenden Frühjahre wollte der Bauer den Mist aus seinem Hofe auf die Aecker führen. Indem er nun das Stroh mit seiner Ga-

bel aufzog; sah er einen ledernen Gurt liegen. Er hob ihn auf, und fand ihn sehr schwer. Er öffnete ihn, sah hinein, und sieh! es war lauter Gold darinn.

Voll Verwunderung rief er seinem Weibe, und sagte: In aller Welt! wie kömmt das viele Gold in meinen Mist?

Ey! sagte das Weib, das wird gewiß dem Juden seyn, den du vorigen Herbst aus dem Wasser gerettet hast.

Du hast recht, Weib! sagte er, das ist mir lieb; nun passire ich doch nicht mehr für einen Schelm und Spitzbuben. Das Geld soll er bald wieder haben; aber wie ist es denn hieher gekommen?

Sie sannen hin und her, und endlich muthmaßten sie, der Gurt müßte dem Juden auf und vom Leibe losgegangen seyn, wie er auf dem Stroh lag; und das Stroh wurde hernach in den Mist geworfen.

Der Bauer hob indessen das Geld wohl auf, bis er Gelegenheit hätte, es dem Juden zu überliefern. Nun war aber das sein größter Kummer, daß er nicht wußte, wie derselbe hiesse.

noch, wo er wohnte. Deßwegen gieng er zur Zeit der Duld oft an die Landstrasse, und gab Acht, ob er den Juden vielleicht wieder einmal sähe. Weib und Kinder mußten auch fleißig Acht haben. Indessen konnten sie doch nicht immer dem Juden auflauern.

Wie nun so ein Jahr nach dem andern vergieng, ohne daß der Jude mehr vorkam; so lag das Weib dem Manne öfter an, er sollte doch einmal von dem Gelde was nehmen, und damit seine Schulden bezahlen. Der Mann wollte aber nicht, ob er gleich arm war, und sich in schlechten Umständen befand.

Das Weib setzte ihm je länger, je heftiger zu. Sie sagte: sie könnten sich jetzt aus aller Noth helfen; der Jude käme doch nicht wieder, und wenn er auch einmal wieder käme; so gebührte ihnen ja doch etwas für ihre Mühe.

Allein der Mann schüttelte mächtig den Kopf, und sagte immer: Weib! laß du mich nur warten. Das Geld bleibt bey Heller und Pfenning beysammen, bis ich den Juden auskundschafte, und es ihm zustelle. Da hätte ich einen schönen Gewinn, wenn ich für das lumpige Gold mein gutes Gewissen weg geben sollte. Nein; das

thut dein Heinrich nicht. Wenn er schon arm ist; so ist er doch redlich, und wird fleißig arbeiten; dann wird Gott ihm und seinen Kindern auch Brod bescheren.

Endlich kam einmal Abends ein Karren vor des Bauers Hausthüre, und bey diesem Karren war auch der Jude, den der Bauer gerettet hatte.

Mit frohem Gesichte trat er in die Stube, und sagte: Gott sey bey euch, liebe Leute! kennt ihr mich noch?

Ach! rief der Bauer, Gott sey Dank, daß ich euch wieder sehe. Ich habe schon lange auf euch gewartet.

Der Jud fiel ihm in die Rede, nahm ihn bey der Hand, und sagte: Lieber Freund! verzeihet mir, daß ich euch im Verdacht hatte, als wenn ihr mir mein Geld genommen hättet. Ich habe mich heimlich, so oft ich auf die Duld reisete, bey den Leuten hier erkundiget, ob man nicht merkte, daß ihr reicher geworden wäret? Ob ihr eure Schulden bezahlt, oder euch ein besseres Haus gebaut hättet? Aber ich hörte immer, daß ihr noch eben so arm wäret, als vorher. So vergiengen zwey Jahre, und nun

konnte ich gewiß denken, daß ihr mir mein Geld nicht genommen hättet. Nun verzeiht mir, und nehmt noch einmal meinen herzlichen Dank an, daß ihr mich gerettet habt. Da habe ich auf meinem Fuhrwerk einige Sachen mitgebracht, die ich euch als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit geben will.

So sprach der dankbare Jude, und holte von seinem Karren Zeuge zu Kleidern, und allerhand andere Sachen, die der Bauer wohl brauchen konnte, wie auch eine schöne Summe Geld, das er auf den Tisch legte.

Der ehrliche Bauer stand ganz erstaunt da, und sagte: Lieber Freund! euer Geld ist wirklich in meinem Hause. Ihr habt vielleicht von andern Leuten gehört, daß ich es in meinem Mist gefunden habe, und habt vielleicht gedacht, daß ich es für mich behalten wollte. Aber bey Gott! ich hätte euchs schon lange gebracht, wenn ich gewußt hätte, wo ihr wohnet. Nun hier ist es, zählet es selbst; es wird noch alles beysammen seyn.

Der Jud erstaunte noch mehr über die Ehrlichkeit dieses Mannes, und bath ihn, dieses Geld auch zu behalten.

Der Bauer that es aber nicht. Nur die andern Geschenke, die ihm der Jud mitgebracht hatte, behielt er, um ihn nicht zu betrüben.

Und nun bezahlte er seine Schulden, und baute sich ein neues Häuslein, in welchem ihn der Jud allemal besuchte, so oft er durchreiste. Da freuten sich denn die guten Leute mit einander, wenn sie an die wunderbare Begebenheit dachten, wodurch sie Freunde wurden.

Die Erben des Eudamidas von Korinth.

Eudamidas, ein Grieche aus Korinth, war ein sehr armer Mann. Er hatte aber zween Freunde, die auch von Christen verdienen, nachgeahmt zu werden.

Der Arme starb, und hinterließ in seinem Testamente dem einen von diesen Freunden seine alte Mutter zur Unterhaltung, und dem andern seine Tochter, um sie auszuheurathen. Wer von beyden Erben zuerst sterben würde, der sollte dem andern seinen Antheil an dieser Erbschaft hinterlassen.

Die Richter lachten bey Eröffnung dieses seltsamen Testamentes, und liessen die Erben fra

gen, ob sie Lust hätten, diese Erbschaft anzunehmen; denn sie hielten den Verstorbenen für wahnsinnig.

Allein die ernannten zwey Erben schämten sich ihres armen Freundes nicht, und suchten auch keinen Vorwand, die theure Erbschaft, zu der sie niemand zwingen hätte können, auszuschlagen. Sie machten sich vielmehr das größte Vergnügen daraus, zu eilen, um den letzten Willen des Verstorbenen zu vollziehen.

Einer von diesen zwey Erben, Charixenus genannt, starb schon fünf Tage darauf. Aretäus, der zweyte, erbte also die Mutter und Tochter. Der letzte Wille seines Freundes war ihm so heilig, daß er der alten Mutter lebenslänglich nichts abgehen ließ, und die Tochter, wie seine eigene, ausstattete. Von viertausend Thalern, die er hatte, gab er zweytausend seiner eigenen, und zweytausend der Tochter seines Freundes, und stellte beyder Hochzeit an einem Tage an.

Der Schwede und der Dey.

Die Stadt Algier in Afrika steht unter der Bothmäßigkeit eines Fürsten, der dort Dey genennt wird. Die Einwohner, wie der Dey selbst,

sind

sind dem Glauben nach Türken. Sie sind zugleich Seeräuber, und halten deßwegen viele Kriegsschiffe, welche beständig auf dem Meere herum fahren, um die Schiffe der christlichen Völker aufzufangen. Wenn sie ein solches überwältigen; so werden alle Christen, die darauf sind, nach Algier gebracht, und zu Sklaven gemacht, wo sie schwere Arbeiten verrichten müssen, bis es etwa ihre Freunde in Europa erfahren, und sie wieder loskaufen.

Einst war ein junger Mensch aus Schweden zu Algier in Sklaverey gerathen, und nachdem er eine Zeit lang als Sklave gedient hatte, war er losgekauft worden, und wollte nun fröhlich nach Schweden zurück kehren. Zu wissen ist, daß sich die Schweden größtentheils zur Lehre Luthers bekennen.

Da nun der Glückliche im Begriffe war, heim zu segeln; sah er wieder einen neuen Haufen von Christen ankommen, die so eben gefangen worden waren, und unter denselben erblickte er seinen eigenen Vater. Er lief hinzu, und gab sich dem Vater sogleich zu erkennen. Beyde weinten vor Freude, daß sie sich wieder sahen. Aber sie erhoben auch zugleich ein lautes Wehklagen über das Unglück, das sie beyde getroffen hatte.

Der Sohn hatte bereits selbst erfahren, wie schwer das Joch der Sklaverey sey, und er konnte leicht vorher sehen, daß sein alter Vater dasselbe nicht lange würde ertragen können. Deßwegen entschloß er sich, selbst wieder Sklave zu werden, und so seinen Vater zu befreyen. Er bath daher die Seeräuber, die seinen Vater gefangen hatten, sie möchten denselben wieder loslassen, und ihn selbst an dessen Stelle behalten. Seine Bitte wurde ihm sogleich bewilliget; denn er war jung und stark, und konnte folglich mehr arbeiten, als sein alter Vater.

Der Dey, oder Fürst von Algier, erfuhr diese Geschichte. Ob er gleich kein Christ war; so gefiel ihm doch diese kindliche Liebe so wohl, daß er dem tugendhaften Sohne sogleich seine Freyheit schenkte, und daß nun Vater und Sohn mit einander in ihr Vaterland reisen konnten.

Benjamin Asche.

Zu Berlin war, und ist vielleicht noch ein Jude Namens Benjamin Asche. Dieser fand einen schweren Brief, in welchem eine hübsche Summe Geldes eingeschlossen war. Er liebte das Geld nicht so sehr, daß er darüber hätte ein Schelm

werden mögen; sondern war darauf bedacht, seinen Fund wieder an den rechten Eigenthümer zu bringen. Da er nun denselben nicht erfragen konnte; so ließ er den 9ten Dezember 1784 folgendes in die Zeitung setzen:

Da ich gestern einen Brief mit Geld gefunden habe; wer solches verloren hat, und sich gehörig dazu ausweisen kann, beliebe sich bey mir zu melden, und selbigen in Empfang zu nehmen.

Ein Heide predigt Christen.

Die Portugiesen hatten einst bewunderungswürdige Helden aufzuweisen, und durch diese in Indien die größten Eroberungen gemacht. Allein die Kinder und Nachfolger dieser tapfern Männer aus Portugal arteten nach und nach aus; sie wurden weichlich und verfuhren mit den Indianern sehr unchristlich. Diese griffen endlich zu den Waffen, und einer von ihnen, Namens Genulio, hielt an die Portugiesen folgende Anrede:

Um so grausame Beleidigungen zu rächen, wie die sind, die wir von euch erlitten haben, wären Thaten, nicht Worte erfoderlich. Jedoch höret: der Gott, den ihr uns prediget, findet, sagt ihr, ein Vergnügen an edelmüthigen Hand=

lungen der Menschen; und Diebstahl, Mord, Unzucht und Trunkenheit sind euer tägliches Thun; alle Laster wohnen in euern Herzen. Unsere Sitten, und die eurigen können sich nicht vertragen. Vergebens hat es die Natur voraus gesehen, und uns daher durch unermeßliche Meere getrennt; aber ihr habt diese Schranken überschritten. Diese Kühnheit, auf die ihr stolz thut, ist ein Zeichen des Verderbens eurer Herzen. Glaubt mir, laßt Völker, die euch so wenig gleichen, im Frieden; geht, wohnet bey Nationen, die eben so wild sind, als ihr. Euer Handel wäre uns verderblicher, als alle Plagen, die Gott über uns ausschütten könnte. Wir entsagen auf ewig eurer Verbindung. Eure Waffen sind besser, als die unsrigen; aber wir sind gerechter, als ihr, und fürchten uns nicht vor euch. Von heute an sind wir eure Feinde; fliehet aus unserm Lande, und hütet euch, euch wieder da sehen zu lassen.

Lykurgs Selbstverläugnung.

Lykurg war der Bruder des Polydektes, der König in Sparta war. Nach dem Tode des Königs Polydektes, der keinen Prinzen hinterließ, fiel die Regierung dem Lykurg zu. Er trat sie

auch wirklich an; weil es noch unbekannt war, daß die Wittwe seines Bruders schwanger sey. Sobald er aber dieses erfuhr; erklärte er, daß das Königreich, wenn die königliche Wittwe einen Prinzen zur Welt brächte, diesem gehörte, und er führte indessen die Regierung nur als Vormund. Die Königinn ließ dem Lykurg heimlich melden, sie wolle ihr Kind umbringen, wenn er als König zu Sparta sie zur Gemahlinn nehmen wollte.

Lykurg verabscheute diese Schändlichkeit. Gleichwohl verwarf er ihren Vorschlag nicht; sondern nahm ihn vielmehr mit einem verstellten Beyfall an, und wollte nur nicht zugeben, daß sie durch Arzneymittel die Frucht abtriebe, weil das ihr selbst schädlich seyn, und sie in Lebensgefahr bringen könnte; er wolle schon selbst, ließ er ihr sagen, dafür sorgen, daß das Kind gleich nach der Geburt umgebracht würde.

So hintergieng er die abscheuliche Mutter bis zur Geburt.

Da er Nachricht bekam, daß sie nächstens niederkommen würde; schickte er einige zu ihr, welche bey der Geburt gegenwärtig seyn, und genau Acht geben mußten. Lykurg befahl ihnen,

wenn das Kind ein Mägdlein wäre, es den Frauenzimmern zu übergeben; wäre es aber ein Sohn, denselben sogleich zu ihm zu bringen, er möchte seyn, wo er wollte.

Lykurg speiste eben mit den vornehmsten Spartanern, als die Königinn mit einem Prinzen entbunden wurde. Seine Bedienten brachten das Kind sogleich zu ihm. Er nahm es auf die Arme, und sagte zu den Anwesenden: Spartaner! es ist euch ein König gebohren.

Er legte den Knaben auf den königlichen Sitz, und gab ihm den Namen Charilaus, das heißt: Freude des Volkes; weil alle voll Freude waren, und Lykurgs Großmuth und Gerechtigkeit rühmten.

Lykurgs Rache.

Durch seine weisen Gesetze zog sich Lykurg einen so heftigen Haß böser Menschen zu, daß sie einst öffentlich mit Steinen auf ihn warfen, und der tugendhafte Mann entfliehen mußte.

Indem er noch den andern glücklich entkam, und eben in einem Tempel eine Freyung suchen wollte; verfolgte ihn ein junger Mensch, mit

Namen Alkander, der sonst nicht bösartig, aber hitzig und gähzornig war. Dieser schlug ihm, da er sich eben umdrehte, mit einem Stocke ein Aug aus.

Lykurg wurde durch die Wunde nicht muthlos; sondern kehrte sich zu den gegenüber stehenden Bürgern, und zeigte ihnen sein ausgeschlagenes Aug, und sein blutiges Gesicht.

Nun überfiel diejenigen, die ihn sahen, so viel Scham und Mitleiden, daß sie ihm den Alkander auf der Stelle auslieferten, damit er sich selbst an ihm rächen könnte.

Lykurg bedankte sich; denn sie hatten ihn nach Hause begleitet, und ließ sie mit Lobsprüchen wieder von sich. Den Alkander behielt er bey sich, ohne ihm jedoch was Leids zu thun, oder Vorwürfe zu machen; nur mußte er ihm, anstatt seiner Diener, die er weggeschickt hatte, aufwarten.

Dieser Jüngling, der von Natur gut gesinnt war, befolgte alle Befehle mit gelassener Stille, und da er stets um den Lykurg war, und mit ihm lebte; so lernte er die Sanftmuth, und die große Seele dieses Mannes, seine strenge Lebensart, und unermüdete Arbeitsamkeit kennen.

Er wurde von Hochachtung gegen diesen Edeln eingenommen, und erzählte seinen Anverwandten und Freunden, wie Lykurg weder hart, noch eigensinnig, sondern der mildeste und sanfteste Mann von der Welt wäre.

Durch eine solche Strafe wurde nun Alkander aus einem hitzigen und eigensinnigen Jüngling der bescheidenste und tugendhafteste Mann. So nahm der Heide Lykurg Rache.

Lykurgs Lehre von der Erziehung.

Lykurg zog zwey Hunde auf, die beyde von einem Hund und von einer Hündinn erzeugt waren. Den einen von diesen zwey Hunden ließ er zu Hause, und gut füttern; den andern richtete er tüchtig aufs Jagen ab. Endlich nahm er beyde mit sich auf den Markt. Er steckte dort einige Stauden auf, setzte eine Schüssel mit niedlichen Speisen hin, und ließ zu gleicher Zeit einen Hasen aus. Den Augenblick gieng jeder von den zwey Hunden auf das los, worauf er abgerichtet war; der eine lief dem Hasen nach; der andere fiel über die Schüssel her.

Spartaner! seht ihr, sagte Lykurg, wie ungleich diese zwey Hunde, die ganz von einer

Art sind, eine ungleiche Erziehung gemacht hat?

Ein Mann, ein Wort.

Der berühmte römische Feldherr Fabius schloß mit dem feindlichen Feldherrn Hannibal einen Vertrag wegen Auswechslung der Gefangenen. Es war unter ihnen ausgemacht worden, daß Mann für Mann ausgewechselt werden sollte. Wenn aber nach dieser Austauschung einem von diesen zwey Feldherren gleichwohl noch ein Ueberschuß an Gefangenen bleiben würde; so sollte der andere Feldherr jeden von diesen Gefangenen mit einer festgesetzten Summe Geldes loskaufen.

Nachdem nun diese Auswechselung vollendet war; blieben dem Hannibal noch zweyhundert und vierzig gefangene Römer übrig, die Fabius abgeredtermassen auskaufen mußte.

Der Rath zu Rom, unter dessen Befehlen der Feldherr Fabius stand, war aber mit dieser Auswechselung gar nicht zufrieden, und weigerte sich durchaus, dem Fabius das verlangte Geld zur Auslösung der 240 Gefangenen zu schicken.

Fabius befand sich in einer großen Verlegenheit; denn wenn er dem Hannibal das ausge-

machte Geld nicht aufzählte; so stand er vor seinen Feinden als ein schlechter, wortbrüchiger Mann da, und Hannibal hatte das Recht, die 240 Römer ermorden zu lassen.

Fabius ertrug den unverschuldeten Unwillen des Raths zu Rom mit weiser Gelassenheit. Weil er aber kein Geld hatte, und doch weder dem Hannibal sein Wort brechen, noch die römischen Gefangenen dem Feinde preis lassen wollte; so schickte der Edle seinen Sohn nach Rom, mit dem Auftrage, seine Güter zu verkaufen, und das Geld dafür sogleich zu ihm ins Lager zu bringen. Der Jüngling gehorchte. Mit schnellem Eifer verkaufte er die väterlichen Güter, die einst seine Erbschaft hätten seyn sollen, und brachte das Geld seinem großdenkenden Vater.

Fabius schickte dasselbe dem Hannibal, und erhielt seine Gefangenen dafür. Viele wollten ihm nachher das Geld wieder geben; aber er nahm es von keinem an; sondern schenkte es allen.

Die Rache des Fabius.

Einige Zeit darauf wurde Fabius zu einem gewissen Geschäft aus dem Lager nach Rom gerufen. Mittlerweile übergab er den Oberbefehl bey

der Armee dem Minuzius; verboth ihm aber ausdrücklich, sich unterdessen mit dem Hannibal in ein Gefecht einzulassen. Inständig ermahnte, und bath er sogar den Minuzius, sich indessen in dem verschanzten Lager nur ruhig zu verhalten; denn Fabius kannte die Arglist und die Kriegskunst dieses Hannibals der den Römern, ehe Fabius ihr Feldherr wurde, mehrere Armeen zu Grunde gerichtet hat, und er wußte zugleich, daß Minuzius voll Muth, und nur ein zu kühner Kriegsmann sey.

Minuzius achtete aber weder auf den Befehl, noch auf die Warnungen des Fabius, sondern fieng sogleich nach dessen Abreise an, den Feind zu beunruhigen. Er war voll Begierde, sich in dieser Zwischenzeit durch irgend einen glücklichen Streich berühmt zu machen. Als er einst erfuhr, daß Hannibal einen großen Theil seines Heeres, um Lebensmittel einzutreiben, abgeschickt hatte; so griff er den zurück gebliebenen Theil an, und trieb den Hannibal mit vielem Verluste zurück. Diese glückliche Begebenheit erfüllte den Minuzius, der sich nun für den verständigsten Feldherrn hielt, mit unendlichem Stolze, und seine Soldaten mit großer Kühnheit.

Der Ruf, und die Feinde des Fabius vergrößerten diesen Sieg in Rom gewaltig. Fabius,

als er davon hörte, sagte nur, er fürchte sich vor dem Glücke des Minuzius.

Das Volk in Rom lief voll Muth und Freude zusammen. Ein gewisser Metilius, ein sehr mächtiger Mann in Rom, hielt eine öffentliche Rede an das Volk, in welcher er den Minuzius bis an die Sterne erhob, und den Fabius der Feigherzigkeit, eines weibischen Wesens, ja sogar der Verrätherey beschuldigte.

Fabius vertheidigte sich gegen diese schimpflichen Vorwürfe des Metilius nicht, sondern sagte nur, er werde den Minuzius bestrafen, weil er sich wider das Verboth seines Feldherrn mit dem Feind in ein Gefecht eingelassen hätte.

Hierauf entstand ein großer Tumult; denn man fürchtete, Fabius möchte sich als Feldherr seines Rechtes bedienen, und aus Neid und Eifersucht an dem tapfern Minuzius eine strenge Rache ausüben.

Metilius hielt eine neue Rede, und bath die Römer inständigst, den Minuzius ja nicht der Rache des Fabius aufzuopfern, sondern dem Fabius die Feldherrnstelle zu nehmen, und sie dem würdigen Minuzius zu geben.

Durch diese zweyte Rede des Metilius wurden die Römer noch mehr wider den Fabius erbittert. Zwar die Feldherrnstelle nahmen sie ihm nicht, aber den Minuzius ernannten sie zum Mitfeldherrn, mit der Vollmacht, daß er nun nach eigenem Gutfinden, und ohne von dem Fabius abzuhängen, Krieg führen dürfte.

Fabius ertrug diese Kränkungen mit der Gelassenheit eines weisen, und rechtschaffenen Mannes. Er wurde nicht niedergeschlagen, wie man sich eingebildet hatte, nur gieng ihm aus Vaterlandsliebe die Unverständigkeit seiner Landsleute zu Herzen, die so dem gefährlichen Ehrgeiz eines zu hitzigen Mannes freyen Lauf liessen.

Aus Besorgniß, daß Minuzius aus Eitelkeit und Stolz schwindlicht werden, und ehe er ankäme, etwas Unglückliches unternehmen möchte, begab sich Fabius, ohne es jemand wissen zu lassen, aus Rom weg. Als er wieder im Lager angekommen war; fand er den Minuzius unerträglich stolz, und so übermüthig, daß er verlangte, die Feldherrnstelle sollte zwischen ihnen beyden täglich wechseln, so, daß heute der eine, und morgen wieder der andere über die ganze Armee zu befehlen hätte.

Das gab Fabius nicht zu; aber er theilte die Armee mit ihm, denn es schien ihm doch rathsamer, daß Minuzius, der nun einmal sein Mitfeldherr war, über die halbe Armee, als wechselweise über die ganze zu schalten haben sollte.

Minuzius prahlte gewaltig damit, daß er dem Fabius zum Mitfeldherrn gesetzt worden sey. Fabius gab ihm aber zur Antwort: Wenn du verständig bist, Minuzius! so wirst du einsehen, daß du nicht mit dem Fabius, sondern mit dem Hannibal zu streiten hast.

Minuzius trennte sogleich, nachdem die Truppentheilung geschehen war, die ihm überlassenen Soldaten von den Soldaten des Fabius, und schlug mit selben in einem andern Orte ein eigenes Lager auf.

Der schlaue Hannibal wußte gar gut um den Zwiespalt unter den Römern, und suchte für sich daraus Nutzen zu ziehen.

Zwischen dem Lager des Minuzius und des Hannibals stand ein Hügel, der nicht schwer einzunehmen war, und der zur Beschützung des Lagers, und zu einer guten Stellung dienen konnte. Die Gegend um diesen Hügel herum schien von weitem flach und eben zu seyn; hatte aber einige

kleine Gruben und Höhlen. Hannibal, der diesen Hügel leicht in der Stille hätte einnehmen können, that es nicht, sondern ließ ihn unbesetzt, damit er eine Gelegenheit zu einer ihm beliebigen Schlacht geben möchte. Sobald er aber gewahr wurde, daß sich Fabius und Minuzius von einander getrennt hatten; stellte er bey nächtlicher Weile in die Gruben und Höhlen einige Mannschaft, und mit Anbruch des Tages schickte er einen kleinen Haufen Soldaten ab, welcher im Angesichte der Römer den Hügel einnehmen sollte. Hannibals Absicht war, den Minuzius dadurch zu locken, und seine Absicht gelang.

Minuzius schickte Anfangs die leichten Truppen, hierauf die Reiterey, zuletzt, da er sah, daß Hannibal seinen Leuten auf dem Hügel immer frische Truppen zu Hilfe schickte, rückte er mit seinem ganzen Heere dahin, griff die Feinde, die den Hügel besetzt hatten, an, und lieferte ein scharfes Treffen, in welchem der Sieg unentschieden blieb, bis Hannibal, der bisher ruhig zusah, den Minuzius, der immer vorwärts drang, ganz in die gelegte Falle gelockt hatte.

Nun gab Hannibal seinen Truppen, die er noch im Lager, die er schon auf dem Hügel,

und die er in den Höhlen versteckt hatte, das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff.

Mit Löwengrimm fielen die Truppen aus den Höhlen heraus, und dem Minuzius, der dieses nicht vermuthet hatte, in den Rücken. Der Angriff Hannibals erfolgte nun von vielen Orten zugleich her mit solcher Hitze, daß die hintersten Glieder der Römer niedergehauen wurden, und eine unbeschreibliche Verwirrung und Schrecken unter ihnen einriß.

Minuzius selbst verlor in diesem Gedränge seinen kühnen Muth, und wandte sich bald an diesen, bald an jenen Obersten bey seinem Heere mit Jammer und Bitten; aber keiner hatte das Herz, Stand zu halten; alle begaben sich ohne Ordnung auf eine für sie verderbliche Flucht; denn Hannibals siegende Soldaten liefen um den Kampfplatz herum, und ermordeten die zerstreuten Flüchtlinge des Minuzius.

Fabius wußte die Gefahr gar wohl, in der sich die von ihm getrennten römischen Soldaten befanden. Wahrscheinlicher Weise hatte er diese ihre Niederlage schon vorher vermuthet, und daher seine Truppen beständig unter den Waffen stehen lassen. Er erfuhr auch, was jetzt vor-

gieng, nicht erst durch Bothen, sondern sah es von dem Walle seines Lagers herab.

Wie er gewahr wurde, daß die Armee des Minuzius umringt, und in Unordnung gebracht sey, und schon das furchtsame Geschrey der Fliehenden in seine Ohren scholl; schlug er an seine Seite, und sagte mit einem tiefen Seufzer zu den Umstehenden: Ihr Götter! wie hat Minuzius eher, als ich vermuthet habe, und er selbst gewollt hat, sein Verderben beschleuniget.

Er ließ hierauf in aller Eile die Fahnen vor das Heer bringen, und gab seinen Völkern Befehl, ihm zu folgen. Laßt uns, rief er, dem Markus Minuzius zu Hilfe eilen, Freunde! denn er ist ein braver Mann, der sein Vaterland liebt. Wenn er aus zu großer Begierde, die Feinde zu vertreiben, einen Fehler begangen hat; so wollen wir zu einer andern Zeit daran denken.

Gleich mit dem ersten Angriff auf dem Felde schlug und zerstreute Fabius die da herum schweifenden Soldaten Hannibals. Darauf wandte er sich gegen die Feinde, die den Römern in den Rücken gefallen waren, und ließ alles, was sich

entgegen stellte, niederhauen. Die Uebrigen, um nicht eben so, wie kurz vorher die Römer, zwischen zwey Feinde zu kommen, und eingeschlossen zu werden, wichen zurück, und flohen.

Wie Hannibal sah, daß sich die Sache so änderte, und daß Fabius mit einer unaufhaltsamen Stärke durch die fechtenden Schaaren hindurch zum Minuzius an den Hügel drang; ließ er zum Abzuge blasen, und führte seine Karthaginenser in sein Lager zurück. Die Römer giengen ebenfalls gern in ihre Verschanzungen heim.

Der gerettete Minuzius.

War Fabius groß in dieser edeln Rache; so war er nachher noch größer; er sagte auf dem Rückzug in sein Lager nicht ein einziges stolzes, oder bitteres Wort gegen den Minuzius.

Minuzius hingegen hielt in seinem Lager an sein versammeltes Heer folgende Rede:

„Kameraden! in wichtigen Dingen gar nichts „versehen, das geht über die menschlichen Kräfte. „Aber, nach einem begangenen Fehler, denselben „zur Lehre für die Zukunft zu machen, ist die

„Pflicht eines braven und verständigen Mannes.
„Ich bekenne, daß ich mich über das Glück im
„Kleinen beklagen kann; im Großen aber es rüh=
„men muß. Denn was ich in so langer Zeit
„nicht gewußt habe, das haben mich wenige
„Stunden gelehrt; ich habe eingesehen, daß ich
„nicht fähig bin, über andere den Befehl zu
„führen, sondern selbst einen Anführer nöthig
„habe, und daß ich mit demjenigen nicht um
„den Vorrang streiten soll, unter welchem zu
„stehen mir Ehre bringt. Fabius soll künftig
„allein euer Feldherr seyn; nur jetzt will ichs
„noch einmal seyn, um euch zum Danke anzu=
„führen, und um der Erste zu seyn, der sich
„ihm gehorsam, und seinen Befehlen unterwür=
„fig darstellt."

Nach dieser Rede befahl er, die Fahnen vor=
zutragen, ließ alle Truppen ausmarschiren, und
führte sie in das Lager des Fabius. Er zog ge=
raden Weges auf das Zelt des Feldherrn zu,
worüber alles in Erstaunen und Verwunderung
kam. Als Fabius aus seinem Zelte trat; legte
ihm Minuzius die Fahnen zu Füssen, und nannte
ihn mit lauter Stimme Vater. Seine Soldaten
nannten die Soldaten des Fabius ihre Patro=
nen, ein Name, welchen damals die Freygelas=

senen ihren Herren zu geben pflegten. Nach erfolgter Stille hielt Minuzius folgende Rede:

„Feldherr! du hast an dem heutigen Tage „zwey Siege gewonnen; den einen gegen die „Feinde durch Tapferkeit, den andern über dei„nen Mitfeldherrn durch Klugheit und Güte. „Durch den einen Sieg hast du uns vom Ver„derben errettet; durch den andern hast du uns „gelehrt, daß es eben so schön und heilsam für „uns sey, von dir überwunden zu seyn, als es „uns schädlich ist, vom Hannibal überwunden „zu seyn. Ich nenne dich daher meinen gütigen „Vater; weil ich keine ehrenvollere Benennung „weiß, und ich von dir eine größere Wohlthat, „als von meinem leiblichen Vater erhalten habe. „Denn von diesem bin ich nur allein erzeugt „worden; von dir aber bin ich mit so vielen zu„gleich erhalten worden.“

Indem er dieses sagte, umarmte er den Fabius, und küßte ihn. Eben das thaten die andern Soldaten; sie umarmten und küßten einander. Das ganze Lager war voller Fröhlichkeit und Freudenthränen.

Großmuth der Römer gegen den Terrenzius Varro.

Bald darauf schwang sich zu Rom ein gewisser Terrenzius Varro empor. Dieser Mann ließ sich verlauten, der Krieg mit dem Hannibal würde so lange nicht zu Ende gehen, als Rom Fabier zu Feldherren haben würde; er hingegen wollte wohl die Feinde an dem nämlichen Tage, da er sie sehen würde, auch schlagen.

Mit solchen vielversprechenden Reden gelang es dem Varro, eine Armee zusammen zu brinen, dergleichen die Römer noch niemals gehabt hatten; es kamen acht und achtzigtausend Mann zusammen. Fabius und die übrigen Römer von Einsicht geriethen darüber in Furcht; weil sie keine Hilfe mehr zu hoffen hatten, wenn diese so zahlreiche junge Mannschaft verloren gehen sollte. Daher wandte sich Fabius an den Mitfeldherrn dieses Varro, der Paulus Aemilius hieß, und viele Kriegserfahrung besaß.

Fabius ermahnte und ermunterte den Aemilius, sich der Raserey des Varro zu widersetzen. Er stellte ihm vor, daß er mehr wider den Terrenzius Varro, als wider den Hannibal für das

Vaterland zu streiten habe; denn Varro werde eilen, eine Schlacht zu liefern, und den arglistigen Hannibal nicht kennen. Hannibal hingegen werde die Unerfahrenheit des Varro nur zu gut kennen.

Aemilius fand bey dem Varro mit seinen Vorstellungen, daß er ja nicht zu voreilig was unternehmen möchte, kein Gehör. Varro drang ihm vielmehr die Einrichtung ab, daß sie täglich mit einander in der Oberfeldherrnstelle wechselten.

Den zweyten Tag schon, nachdem Varro in Hannibals Nachbarschaft angekommen war, gab er Befehl zu einer Hauptschlacht. Die Karthaginenser stutzten Anfangs über den Muth des neuen römischen Feldherrn, und über die Stärke seiner Armee, die wenigst noch so stark, als die ihrige war. Hannibal hingegen scherzte nur, und traf folgende Anstalten:

Er wählte eine solche Stellung, daß seine Armee den Wind im Rücken hatte, welcher damals wie ein heftiger Sturmwind sich erhob, und von den großen sandigen Ebenen einen starken Staub zusammen wehte, den er über die Karthaginenser hinweg, und den Römern ins

Gesicht jagte, die sich deßwegen umwenden mußten, und in Unordnung geriethen.

Seine tapfersten und besten Soldaten stellte Hannibal auf die beyden Flügel, das ist, auf die linke und rechte Seite; in die Mitte hingegen die schlechtesten Truppen, und dieses Mittel ließ er ein wenig voran stehen.

Die anrückenden Römer griffen dieses Mittel muthig an, und drängten es zurück. Je mehr dieses Mittel zurückwich; desto hitziger setzten die Römer nach, und drangen immer tiefer in dasselbe ein. Schnell und unversehens ließ jetzt Hannibal die zwey Flügel seiner Armee gegen einander rücken, und die in der Mitte fechtenden Römer waren wie von zwey zusammen schlagenden Gewässern eingeschlossen. Nun war keine Rettung mehr. Bey fünfzigtausend Römer wurden niedergemacht, und vierzehntausend gefangen.

Terrenzius Varro entfloh noch zu rechter Zeit mit sehr wenigen zu Pferde, und kam bald darauf sehr niedergeschlagen und demüthig, wie einer, der sich des schändlichsten Betragens schuldig weiß, nach Rom. Er war es auch, der durch seinen Unverstand fünfzigtausend Menschen auf die Schlachtbank geliefert hatte, und es ist

kein Zweifel, daß er deßwegeu in manchem christlichen Lande, wo nicht seinen Kopf verloren, wenigst lebenslånglich in einer Festung bůssen håtte můssen.

Allein die Rômer waren niemals so edel und groß, als wenn sie unglůcklich waren. Sie machten ihrem Feldherrn nicht den mindesten Vorwurf wegen einem Verlust, der nun doch nicht mehr zu åndern war. Der ganze rômische Rath und das Volk gieng dem unglůcklichen Varro vor das Thor hinaus entgegen, und begleiteten ihn in die Stadt. Die Vornehmsten des Raths, worunter auch Fabius war, růhmten ihn, daß er nach einer so großen Niederlage die Stadt Rom gleichwohl nicht fůr verloren gehalten håtte, sondern sich jetzt wieder an die Spitze stellte, und das Vaterland zu erhalten suchte.

Paulus Aemilius und Kornelius Lentulus in der Schlacht bey Kannae.

In dieser unglůcklichen Schlacht, die Terrenzius Varro am Flusse Aufidus bey Kannae verlor, wurde Paulus Aemilius, sein Mitfeldherr, mit so vielen Pfeilen verwundet, daß er am ganzen Kôrper voll Wunden, und in grôßter Betrůbniß

über das große Unglück der Römer, sich auf einen Stein niedersetzte, und dort seinen Tod von den Feinden erwartete. Sein Kopf und Angesicht war mit so vielem Blut bespritzt, daß ihn fast niemand kannte, und selbst seine Freunde und Diener, ohne ihn mehr zu kennen, vorbey giengen. Der einzige Kornelius Lentulus, ein junger Mann, aus einem adelichen Geschlechte, sah und erkannte ihn.

Er sprang sogleich vom Pferd, führte es zu ihm, und bath ihn, sich desselben zu bedienen, und sich für seine Mitbürger zu erhalten, die jetzt mehr, als jemals, einen guten Anführer nöthig hätten.

Aber Aemilius verweigerte diese Bitte, und nöthigte den edeln Jüngling, wieder auf sein Pferd zu steigen, welches dieser mit Thränen that. Aemilius richtete sich hernach auf, drückte dem Lentulus die Hand, und sagte zu ihm: Melde dem Fabius, und sey Zeuge davon, daß ich seine Rathschläge bis an das Ende befolgt habe, und nichts von dem, was ich ihm versprochen, unterlassen habe; aber daß ich zuerst vom Varro, und dann vom Hannibal überwunden worden sey.

Nachdem Paulus Aemilius den Lentulus mit diesem Auftrage fort geschickt hatte; warf er sich selbst unter die Todten hin, wo er starb.

Wie Fabius einen Vaterlandsverräther strafte.

Nach der gräulichen Niederlage bey Kannae richteten die Römer wieder ihre Augen auf den Fabius, und waren froh, daß dieser im Unglück so herzhafte Mann, den sie so oft beschimpft und beleidiget hatten, die undankbare Stelle eines Feldherrn abermal annahm.

Da sich nach diesem glänzenden Siege Hannibals viele Städte, die es bisher mit den Römern gehalten hatten, endlich auf die Seite der Karthaginenser neigten; so hielt Fabius für gut, den Abfall der Städte in Italien, und die unruhigen Bewegungen der Bundesgenossen durch eine sanfte, gelinde Behandlung zu hintertreiben, und nicht jeden Verdacht zu untersuchen, noch mit den Verdächtigen hart zu verfahren.

Als er einst erfuhr, daß ein Marse, der sich durch Tapferkeit und Adel unter den römischen Bundesgenossen auszeichnete, zu einigen im

Lager vom Uebergehen zum Hannibal geredet habe; wurde er nicht zornig, sondern sagte zu dem tapfern Marsen:

Ich gestehe, daß man dich bisher nicht nach dem Verdienste deiner Thaten belohnt habe. Daran sind aber nur meine Offiziere Schuld, welche mehr nach Gunst, als nach Verdienst die Ehrenstellen ertheilen. Künftighin wirst du aber selbst Schuld seyn, wenn du nicht, da du etwas begehrest, dem Fabius davon Nachricht giebst.

Er schenkte ihm hierauf ein abgerichtetes Pferd, und noch andere Sachen, wodurch der Marse der treuste, und willigste Soldat wurde.

Wie Fabius mit einem Soldaten verfuhr, der nächtlicher Weile seinen Posten verließ.

Die Offiziere berichteten dem Fabius einst, daß ein Soldat oft ausser dem Lager herumstreife, und seinen Posten verlasse. Er fragte, wie sich der Mensch sonst verhalte. Die Offiziere bezeugten alle, daß er einer der tapfersten Soldaten sey, und erzählten einige vorzügliche Proben seiner Herzhaftigkeit. Fabius forschte der Ursache

seiner öftern Abwesenheit nach, und erfuhr, daß er in der Gegend seine Braut habe, und um diese zu besuchen, fast täglich mit vieler Gefahr einen weiten Weg aus dem Lager gehe.

Fabius schickte hierauf einige Soldaten ab, welche das Mädchen heimlich abholen mußten. Er verbarg sie in seinem Zelte, und ließ den Soldaten zu sich kommen.

Es ist mir wohl bekannt, sagte er, daß du wider das römische Kriegsrecht die Nacht ausser dem Lager zubringst; ich weiß aber auch, daß du sonst ein braver Soldat bist. Es soll dir also dein Verbrechen in Betracht deines sonstigen guten Betragens vergeben seyn; aber ins Künftige will ich dich von jemanden bewachen lassen.

Der Soldat wurde bestürzt; denn er hatte nach dem Kriegsrecht den Tod verschuldet. Fabius ließ aber das Mädchen hervortreten, und übergab ihm selbes mit den Worten: Diese da steht mir gut für dich, daß du im Lager bleiben wirst; du mußt aber nun in der That beweisen, daß du aus keiner andern Ursache deinen Posten verlassen hast.

Wie Fabius den Tod seines einzigen Sohnes aufnahm.

Dieser Fabius, der wegen seinen edeln Gesinnungen und Thaten den Zunamen Maximus, das heißt: der Größte unter den Fabiern erhielt, hatte das Unglück, seinen Sohn, der alles Gute von sich hoffen ließ, und der sich in Rom schon zu den höchsten Würden empor geschwungen hatte, durch den Tod zu verlieren. Er ertrug aber den Verlust dieses einzigen Sohnes als ein weiser Mann und zärtlicher Vater mit Gelassenheit. Ja er war stark genug, die Lobrede, welche bey den Begräbnissen angesehener Männer von derer Verwandten gehalten zu werden pflegte, seinem Sohne selbst auf dem Marktplatze zu halten.

Wie Fabius Maximus begraben wurde.

Dieser große Mann starb an einer Krankheit eben um die Zeit, als sein Gegner, der berühmte Hannibal, aus Welschland abzog. Der tugendhafte Feldherr Epaminondas wurde von seinen Landsleuten, den Thebanern, theils aus Dankbarkeit, theils wegen der Armuth, in der er starb, auf gemeine Kösten begraben; denn man soll

nach seinem Tode bey ihm nichts als eine kleine Kupfermünze gefunden haben. Die Römer liessen den Fabius, der sie so oft errettet hat, zwar nicht auf gemeine Kösten begraben; aber jeder gab zu seinem Leichenbegängnisse seine kleinste Münze her, nicht sowohl, um seiner Armuth beyzustehen, sondern um ihn als den Vater des römischen Volkes zu begraben. So war denn sein Tod eben so ehrenvoll, wie sein Leben.

Die Rache des Nizias.

In dem langen Kriege, den Hannibal wider die Römer führte, war die Stadt Engyon in Sizilien eifrig der Parthey Hannibals ergeben. Nur Nizias, einer der vornehmsten Männer dieser Stadt, hielt es allein mit den Römern.

Dieser Nizias suchte seine Mitbürger zu bewegen, daß sie gleichfalls die Parthey der Römer ergreifen möchten, und sprach von dieser Sache in öffentlichen Volksversammlungen mit sehr vieler Freyheit, so, daß er auch diejenigen, die es mit Hannibal hielten, mit den heftigsten Vorwürfen angriff. Diese fürchteten sich vor der Macht und dem Ansehen des Nizias, und machten den Anschlag, ihn gefangen zu nehmen, und dem Hannibal auszuliefern.

Nizias merkte, daß man auf ihn lauere, und fieng an, öffentlich allerhand ungebührliche Reden wider die Göttinnen der Stadt Engyon, wider ihre Verehrung, und Erscheinung, die er als unglaublich verlachte, zu führen. Die Feinde des Nizias freuten sich über diese seine Verwegenheit; weil er dadurch sich nur noch mehr Feinde machte, und durch solche Lästerungen selbst die beste Ursache gab, ihren Anschlag wider ihn auszuführen.

Es war schon alles dazu vorbereitet, ihn in der Versammlung des Volkes, die eben gehalten werden sollte, zu ergreifen. Nizias trat auf, und that verschiedene Vorschläge an das Volk; fiel aber mitten in seiner Rede plötzlich auf die Erde nieder. Nachdem er ein wenig so gelegen, erhob er sich wieder, drehte sich, wie ein schwindlichter Mensch, im Kreise herum, und fieng an, mit einer zitternden und schwachen Stimme zu reden. Jedermann war über diesen Vorfall bestürzt, und stille.

Wie er es der Versammlung ansah, daß sie wegen diesem Vorfall voll Entsetzen und Schaudern war; wurde seine Stimme nach und nach immer heftiger; er warf seinen Mantel weg, zerriß sein Unterkleid, lief halb nackend über den

Marktplatz, und heulte gewaltig, daß ihn die Schutzgöttinnen der Stadt, über die er gefrevelt hätte, so peinigten.

Niemand wagte es, aus Aberglauben, ihn anzurühren, oder aufzuhalten. Er kam, da ihm jedermann auswich, ungehindert zum Stadtthore hinaus, und hörte dann sogleich wieder auf, etwas zu reden, oder eine Bewegung zu machen, die einen Besessenen, oder verrückten Menschen angezeigt hätte.

Die Frau des Nizias, die diese Verstellung mit ihm verabredet hatte, nahm ihre Kinder, und warf sich Anfangs vor dem Tempel der Schutzgöttinnen der Stadt fußfällig nieder. Hierauf gab sie vor, ihren Mann in der Irre aufzusuchen, und kam, ohne daß es ihr jemand wehrte, sicher zur Stadt heraus. So kamen beyde glücklich errettet bey dem römischen Feldherrn Marzellus zu Syrakus an.

Marzellus zog nach Engyon, nahm die Stadt ein, und ließ die Einwohner wegen ihrer großen Frechheit und wegen ihrem Haß gegen die Römer alle in Ketten werfen.

Aber Nizias, der bey ihm war, ergriff weinend seine Hand, und that endlich fußfällig eine

Für-

Fürbitte, zuerst für seine Feinde, und hernach für alle übrigen Mitbürger.

Marzellus wurde dadurch so sehr gerührt, daß er alle wieder los ließ, und der Stadt keinen Schaden zufügte. Dem Nizias gab er viel Land, und eine Menge Geschenke.

Die Rache des Marzellus.

Die höchste Würde in Rom war einst die Würde eines Konsuls. Die Römer wählten sich alle Jahre zwey solche Konsuln, die mit dem römischen Rath die Regierung führten, und wenn das Jahr vorüber war, Statthalter über ein ganzes Land wurden.

Der berühmte Feldherr Marzellus wurde viermal zu einem solchen Konsul erwählt, und als er das vierte Mal Konsul war; beredeten seine Feinde die Syrakusaner, den Marzell beym Rathe zu Rom anzuklagen, daß er mit ihnen gar zu hart, und wider das mit den Römern errichtete Bündniß verfahren sey.

Es fügte sich, daß Marzellus eben abwesend war, als die Gesandten der Stadt Syrakus sich dem römischen Rath zu Füssen warfen

und um Erlaubniß bathen, ihre Beschwerden wider den Marzellus vorzubringen. Der andere Konsul war unwillig, daß man diese Klage in Abwesenheit des Marzellus vorbringen wollte, und wies die Kläger ab. Aber Marzell, der davon Nachricht erhielt, kam eilfertig in den Rath, setzte sich auf den Konsulsitz, und fertigte als Konsul einige Geschäfte ab. Dann verließ er diesen Ehrensitz, trat bescheiden an den Ort hin, wo die Beklagten zu stehen pflegten, und erwartete die Anklagen der Syrakusaner.

Die Syrakusaner erschracken gewaltig über die Würde, und über das Ansehen, das sich Marzellus zu geben wußte. Sein in den Waffen unwiderstehlicher Heldenblick schien ihnen in dem Staatskleide eines Konsuls noch majestätischer. Es entfiel ihnen aller Muth, sich an diesen Mann zu wagen. Aber die Feinde des Marzellus beherzten sie wieder, ihre Klage anzubringen, welches sie endlich gleichwohl mit vielem Jammern, und untermischten Entschuldigungen thaten.

Nachdem sie ihre Klage, und Marzell seine Verantwortung angebracht hatten; nahmen die Gesandten, wie gewöhnlich, ihren Abtritt; Marzell gieng auch mit ihnen heraus, und trug dem

andern Konsul auf, die Stimmen der Rathsherren zu sammeln. Er blieb vor der Thüre der Rathsstube stehen, und erwartete da mit einem gelassenen und gesetzten Wesen, ohne Furcht wegen der Anklage, und ohne Zorn gegen die Syrakusaner, die Entscheidung der Sache.

Das Urtheil des Raths sprach den Marzellus von der Anklage frey. Nun fielen ihm die syrakusanischen Kläger zu Füssen, und bathen ihn mit Thränen, seinen Zorn wegen dieser Anklage nur an ihnen auszulassen, und dagegen den übrigen Einwohnern von Syrakus zu verzeihen.

Marzellus wurde dadurch so gerührt, daß er den Gesandten Vergebung ertheilte, und sich beständig bemühte, den Einwohnern von Syrakus zum Danke für diese Beleidigung Gutes zu erweisen. Ja er trat sogar freywillig die ihm zugefallene Statthalterschaft von Sizilien dem andern Konsul ab, nur um Syrakus, die Hauptstadt dieses Landes, nicht in Kummer und Schrecken zu setzen.

Timoleons Bruderliebe.

Timoleon war der Sohn angesehener Aeltern zu Korinth in Griechenland. Er war ein Freund

des Vaterlandes und sehr sanften Herzens. Er hatte sich in Kriegen zu einer so guten Mäßigung gebildet, daß er als Jüngling Klugheit, und als alter Mann lebhafte Tapferkeit zeigte. Er hatte einen ältern Bruder, Namens Timophanes, der ihm in nichts ähnlich, sondern frech war, und von niederträchtigen Freunden und fremden Kriegsmännern, die immer um ihn waren, zur Herrschsucht war verführt worden. Timophanes schien in Feldzügen lebhaften Muth, und Verachtung der Gefahren gezeigt zu haben. Dieses brachte ihm die Gunst seiner Mitbürger zuwegen, welche ihm als einem kriegerischen und thätigen Manne die ansehnlichsten Geschäfte auftrugen.

In der Schlacht der Korinther gegen die Argiver und Kleonäer, in welcher Timoleon unter dem Fußvolke Dienste that, und Timophanes die Reiterey anführte, gerieth dieser in große Gefahr. Sein Pferd wurde verwundet, und warf ihn ab, und mitten unter die Feinde. Seine Leute bey ihm zerstreuten sich sogleich voller Furcht, und die Wenigen, die noch zurück bey ihm blieben, konnten der Menge der Feinde nicht widerstehen.

Sobald Timoleon diesen Zufall gewahr wurde, lief er eilig zu Hilfe, hielt seinen Schild über

seinen danieder liegenden Bruder, und indem er die häufigen Wurfspiesse und Hiebe der Feinde mit seinem Körper und seinen Waffen aufhielt, trieb er mit genauer Noth die Feinde ab, und errettete seinen Bruder.

Timoleons Vaterlandsliebe.

Einige Zeit darauf beschlossen die Korinther, vierhundert ausländische Soldaten in Sold zu nehmen, und setzten den Timophanes, den Bruder des Timoleon, zum Obersten darüber. Dieser aber vergaß bald Schuldigkeit und Rechtschaffenheit, und gebrauchte alle Mittel, sich die Stadt selbst unterwürfig zu machen. Er ließ viele der vornehmsten Bürger unschuldiger Weise hinrichten, und warf sich durch solche Gräuel- und Gewaltthaten zum Herrn seiner Geburtsstadt auf.

Timoleon sah dieses mit Verdruß; er machte ihm darüber Vorstellungen, und ersuchte ihn, seine rasende Herrschsucht zu unterdrücken, und seine Fehltritte gegen seine Mitbürger auf irgend eine Weise wieder gut zu machen. Allein Timophanes verwarf und verachtete alle Vorstellungen.

Wenige Tage darauf gieng Timoleon wieder zu seinem Bruder, in Begleitung eines seiner Anverwandten, des Aeschylus, des Bruders der Gemahlinn des Timophanes, und noch eines Freundes.

Diese drey Männer traten um den Timophanes herum, und flehten ihn an, daß er doch endlich einmal der Vernunft Gehör geben, und sein Betragen ändern möchte. Da Timophanes aber Anfangs sie verlachte, und hernach in Zorn und Unwillen ausbrach; so trat Timoleon ein wenig zurück, verhüllte sein Angesicht, und blieb weinend so stehen. Die zwey andern zogen ihre Degen, und brachten den Timophanes um.

Die Gerechtigkeit der Stadt Korinth.

Die Korinther hatten nach und nach unter der Anführung des tapfern Timoleon Sizilien erobert, und dieses schöne Land von jenen Wüthrichen befreyt, die sich dasselbe zugeeignet hatten. Nach so vielen ausgestandenen Leiden fehlte es aber der sonst so volkreichen Hauptstadt Syrakus an Einwohnern. Viele waren in den langen Kriegen umgekommen; und viele hatten sich aus dem Lande geflüchtet. Der Marktplatz zu Syrakus

war, da ihn fast niemand mehr betreten hatte, mit so vielem und so hohem Grase bewachsen, daß die Pferde darauf weiden, und die Pferdeknechte sich im Grase verstecken konnten. Die übrigen Städte in Sizilien, sehr wenige ausgenommen, waren mit Hirschen und wilden Schweinen angefüllt, so, daß man öfters in den Vorstädten und bey den Stadtmauern Jagden anstellte. Diejenigen Syrakusaner, die sich bisher in festen Oertern und Schlössern aufhielten, weigerten sich, nach Syrakus zurück zu kommen; weil sie fürchteten, die von den Korinthern hergestellte Ruhe dürfte von keiner langen Dauer seyn; denn seit einer geraumen Zeit hatte bey diesem unglücklichen Volke immer ein Wütherich den andern abgelöst.

Timoleon und die noch übrigen Syrakusaner beschlossen daher, die Korinther schriftlich zu ersuchen, daß sie ihnen aus Griechenland neue Einwohner für Syrakus und überhaupt für ganz Sizilien senden möchten; denn das Land, das keine Anbauer mehr hatte, hätte sonst müssen wüste liegen, und man vermuthete noch überdieß einen neuen starken Krieg aus Afrika; weil man erfahren hatte, daß die Karthaginenser eine große Kriegsmacht sammelten, um künftigen Sommer abermal in Sizilien einzufallen.

Mit diesen Bittbriefen Timoleons giengen zugleich Gesandte von Syrakus nach Korinth ab, und bathen, daß sich die Korinther ihrer unglücklichen Stadt noch ferner annehmen, und durch Uebersendung neuer Einwohner zum zweytenmale die Stifter von Syrakus werden möchten.

Den Korinthern wäre es in diesen Umständen ein Leichtes gewesen, sich die ausgemordete und wehrlose Stadt Syrakus nebst dem übrigen Sizilien unterwürfig zu machen; ja sie hätten diese Gewaltthätigkeit mit einem scheinbaren Recht beschönigen können; weil sie dieses Land, das sich selbst nicht mehr helfen konnte, auf eigene Kösten, und mit Verluste vieler Menschen von den gedachten Wütherichen frey gemacht hatten. Die Korinther thaten es aber nicht; sondern schickten in ganz Griechenland Gesandte herum, und liessen öffentlich ausrufen, daß die Korinther alle Syrakusaner und Einwohner von Sizilien, die Lust hätten, in ihr Vaterland heim zu kehren, einladen liessen, dieses Land wieder als ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen, dasselbe unter sich zu theilen, und daselbst in vollkommener Freyheit, nach ihren eigenen Gesetzen, zu leben. Darauf schickten sie sogar nach Asien, und in andere Gegenden, wohin sich dem Vernehmen

nach die meisten Sizilianer geflüchtet hatten, Gesandte, und liessen diesen unglücklichen, und überall herum irrenden Flüchtlingen bedeuten, sie möchten sich getrost nach Korinth begeben, damit sie unter Anführung von korinthischen Offizieren und mit korinthischen Schiffen in ihre verlassene Heimath zurück kehren könnten.

Dieses großmüthige Betragen erwarb der Stadt Korinth den herrlichsten und würdigsten Ruhm. Sie hatte Sizilien von in= und auswärtigen Feinden errettet, und nun gab sie das Land seinen Besitzern wieder.

Wie sich Timoleon gegen die durch ihn geretteten Sizilianer betrug.

Sizilien, das bey Timoleons Ankunft durch viele Unglücksfälle verwildert, und von seinen eigenen Bewohnern gehaßt war, bildete er zu einem so sanften und angenehmen Wohnplatze um, daß nun Fremde hinschifften, um sich in einem Lande nieder zu lassen, aus dem vorher die eigenen Einwohner entflohen waren. So wurden Agrigent und Gela, zwey große, von den Karthaginensern zerstörte Städte wieder mit neuen Bürgern bevölkert, und angebaut. Die Sorg=

falt, mit welcher ihnen Timoleon nach einem so blutigen Kriege Sicherheit und Ruhe, und alles, was sie nöthig hatten, zu verschaffen suchte, machte, daß er als der Stifter der Städte geliebt wurde. Die Hochachtung aller Einwohner Siziliens war gegen ihn so groß, daß man keine Friedensunterhandlung, kein Gesetz, keine Eintheilung des Landes, keine Einrichtung für gut genug hielt, wenn nicht sein Beyfall, wie die glückliche Hand eines Baumeisters, Theil daran nahm. Er bewohnte ein Haus, welches ihm die Syrakusaner nebst einem sehr schönen, und vortreflichen Landgute zur Belohnung seiner Verdienste geschenkt hatten, in welchem er die meiste Zeit mit seiner Frau und seinen Kindern, die er aus Korinth hatte zu sich kommen lassen, zubrachte. Denn er kehrte nicht wieder nach Korinth zurück, und mischte sich in keine der damaligen Unruhen und Revolutionen in Griechenland. Ruhig genoß er die Früchte seiner Thaten zu Syrakus, unter denen das vornehmste Vergnügen dieses war, daß er so viele Städte, und so viele tausend Menschen durch sich glücklich gemacht sah.

Wem Timoleon seine großen und glücklichen Thaten zuschrieb.

Alle seine Siege verdankte Timoleon Gott. Wenn er an seine Freunde nach Korinth schrieb, oder zu Syrakus eine öffentliche Rede hielt; pflegte er öfters zu sagen: Er danke Gott, welcher Sizilien hätte erretten, und seinen Namen bey diesem Werke hätte nennen lassen wollen. Er war fest überzeugt, daß in der Welt nichts ohne Gottes Willen und Lenkung geschehe.

Wie sich Timoleon gegen seinen Feind Lamestius betrug.

Lamestius, ein unverschämter nnd undankbarer Mensch, klagte den Timoleon einst öffentlich an, und verlangte, daß er ihm zufolge den Gesetzen von Syrakus einen Bürgen stellen sollte, weil ihm Timoleon nicht gut genug wäre.

Ueber diesen dem Timoleon zugefügten Schimpf wurden die Syrakusaner so aufgebracht, daß sie dem ehrvergessenen Lamestius den Mund mit Fäusten stopfen wollten.

Allein Timoleon nahm sich seines Beleidigers an, und sagte: Eben darum habe ich so viele Beschwerlichkeiten und Gefahren freywillig über mich genommen, damit Lamestius, und jeder Einwohner von Syrakus die Freyheiten der Gesetze geniessen könne.

Wie sich Timoleon gegen die Beschuldigungen des Demänetus verantwortet hat.

Ein gewisser Demänet verkleinerte die Heldenthaten des Timoleon in einer öffentlichen Rede, und behauptete, dieser große Feldherr hätte in jenen Feldzügen, die er so glücklich und so uneigennützig für Sizilien geführt hatte, viele Fehler begangen.

Timoleon antwortete hierauf nur dieses: er danke den Göttern, daß sie seinen Wunsch erhört, und die Syrakusaner so frey gemacht hätten, daß jedermann ohne Menschenfurcht reden dürfe.

Wie dem Timoleon in seinem Alter begegnet wurde.

In seinem hohen Alter wurde endlich dieser ehrwürdige Mann ganz blind, woran weder eine

Krankheit, noch sonst ein unglücklicher Zufall Schuld war. Es war dieses gleichsam eine Erbschaft; denn es sollen verschiedene von seinen Anverwandten in ihrem Alter das Gesicht verlohren haben. So wenig man sich nun über die Gelassenheit zu verwundern hat, mit welcher Timoleon seine Blindheit ertrug; so sehr muß man die Hochachtung und Dankbarkeit der Syrakusaner gegen ihn rühmen. Sie besuchten ihn in seiner Blindheit häufig, sie führten die durchreisenden Fremden in sein Haus, und auf sein Landgut, damit sie den Wohlthäter Siziliens kennen lernen möchten; sie waren stolz auf die Ehre, daß dieser Held sein Leben bey ihnen zubringen wollte, der eine durch seine Siege bereitete glänzende Rückkehr nach Griechenland nicht achtete. Unter den vielen und großen Beweisen der Hochachtung gegen ihn war die öffentliche Verordnung der Syrakusaner nicht die geringste, daß sie in einem jeden Kriege gegen Ausländer einen korinthischen Feldherrn zu ihrem Anführer wählen wollten; weil Timoleon ein Korinther war. Da er durch eine seltne Fügung alle großen Siege in dem achtjährigen Kriege, den er für Sizilien führte, gerade an seinem Geburtstage gewonnen hatte; so wurde eine Verordnung gemacht, daß Timoleons

Geburtstag ein immerwährender Festtag für ganz Sizilien seyn soll.

Ein besonders schönes Schauspiel gab die Hochachtung, die man ihm bey öffentlichen Versammlungen des Volkes erwies. Minder wichtige Dinge entschieden die Syrakusaner selbst; aber zu wichtigen Angelegenheiten wurde Timoleon berufen. Sie liessen ihn alsdann auf einem zweyspännigen Wagen über den Markt auf den Platz fahren, wo sie ihre Versammlungen hielten. Wenn er erschien; so begrüßte ihn die ganze Versammlung mit einem allgemeinen Zurufen, und nachdem er für diese Ehre gedankt hatte; mußte man dem Frohlocken und dem Jubel der Versammlung einige Zeit lassen, ehe man ihm die Sache vortragen konnte, worüber man seine Meynung wissen wollte. Er sagte diese, in dem Wagen sitzend, und, nachdem man sie bestättiget hatte; führte man den guten Rathgeber wieder von dem Schauplatze weg, und das Volk begleitete ihn mit Freudengeschrey nach Hause.

Wie Timoleon begraben wurde.

In einem so ehrenvollen, und mit allgemeinem Wohlwollen geschmückten Alter starb Timoleon an

einer leichten Krankheit, die durch das hohe Alter tödtlich wurde. Die Syrakusaner brachten einige Tage damit zu, daß sie Anstalten zu seinem Leichenbegängnisse machten, und die benachbarten Städte, und Fremde dazu einluden. Sie machten dabey einen glänzenden Aufwand. Jünglinge, die durchs Loos dazu gewählt waren, trugen seine herrlich geschmückte Bahre; viele tausend Weiber und Männer begleiteten sie mit Kränzen, und festlichen Kleidern; es war der Anblick eines großen Festes. Und die Klagen und Thränen, die sich unter die Lobeserhebungen des Verstorbenen mischten, zeigten, daß da keine politische Ehrenbezeigung, oder ein blos angeschaftes Leichenbegängniß angestellt würde, sondern daß eine gerechte Sehnsucht, und wahre wohlwollende Liebe den Verstorbenen begleite.

Endlich, als die Bahre niedergesetzt wurde, las ein Mann, der die stärkste Stimme hatte, Folgendes öffentlich ab:

Das syrakusanische Volk verwendet zwar nur zweyhundert Minen (nach unserm Gelde beyläufig fünf und zwanzig tausend Reichsthaler) **auf das Leichenbegängniß des Timoleon; verordnet aber, daß ihm zu Ehren auf immer jährlich Singspiele, Wettren-**

nen, und Kampfgefechte gehalten werden sollen; weil er die Wütheriche vertilgt, die Barbaren besiegt, die größten zerstörten Städte wieder auferbaut, und den Sizilianern die Freyheit wieder gegeben hat.

So starb, und wurde Timoleon begraben, aus dessen Munde man niemals ein übermüthiges Wort im Glücke, oder eine Klage über seine Erblindung gehört hat.

Die Duldung eines Kaisers in unverschuldeten Leiden.

Der unglückliche Guatimozin war Kaiser zu Mexiko in Amerika. Die Handlungen dieses jungen Fürsten, der das Reich in den kläglichsten Umständen übernahm, waren heldenmüthig, und klug. Das Feuer seiner Blicke, seine hinreissenden Reden, die Größe seines Muths gewannen ihm die Herzen aller Unterthanen.

Er wurde in seiner Hauptstadt belagert, und hatte fünfzigtausend Menschen, die aus allen Theilen des Reiches zusammen geeilet waren, ihren Kaiser zu vertheidigen, durch Feuer und Schwert eingebüßt. Der Hunger und ansteckende

Krankheiten rafften ihm täglich viele Menschen weg; aber Guatimozin blieb unerschüttert. Nachdem seine Feinde nach vielen mörderischen Gefechten endlich mitten in seine Hauptstadt gestürmt hatten; wollte er noch nicht weichen. Man bewog ihn mit Mühe, einen Schutthaufen, der nicht mehr zu vertheidigen war, zu verlassen, um den Krieg auf dem Lande fortzusetzen. Er wurde aber gefangen, und weil man vermuthete, daß er Schätze versteckt haben könnte; so wurde er über glühende Kohlen gelegt, damit er sie ansagen sollte.

Guatimozin hatte einen Günstling bey sich, von dem man glaubte, daß er um die Geheimnisse seines Herrn wisse. Auch dieser wurde eben so grausam gefoltert, damit er gestehen sollte. Da sich nun dieser Unglückliche mit traurigen Klagen an seinen Herrn wandte; antwortete ihm der große Kaiser: **Und ich, ruhe ich vielleicht auf Rosen?**

Wie Luzius Aemilius Paulus hätte reich werden können.

Luzius Aemilius Paulus, ein Sohn des tapfern Paulus Aemilius, der in der Schlacht bey Kan-

nae blieb, wurde als Feldherr nach Spanien geschickt. Er schlug die Feinde in zwey Schlachten, in welchen sie dreyßigtausend Mann verloren. Zweyhundert und fünfzig Städte, die sich ihm freywillig ergaben, kamen durch ihn unter die Herrschaft der Römer. Nach hergestelltem Frieden kehrte er nach Rom zurück, ohne in diesem Kriege, wo er hätte so viele Beute und Geschenke sich eigen machen können, um einen Heller reicher geworden zu seyn.

Die Genügsamkeit und Verträglichkeit der Aelier.

Von den zwey Töchtern des Luzius Aemilius Paulus heyrathete die eine den Aelius Tubero, einen vortreflichen Mann, der unter allen Römern der freywilligen Armuth die größte Ehre machte. Denn sechzehen Aelier, die alle zu einer Freundschaft gehörten, bewohnten mit einander nur ein einziges kleines Haus, hatten mit ihren hochadelichen Frauen und vielen Kindern einen einzigen gemeinschäftlichen Heerd zum Kochen, und ein einziges Landgut reichte zu dem Unterhalt all dieser Aelier hin. Die Tochter des Luzius Aemilius Paulus, die den Aelius Tubero heyrathete, schämte sich auch der freywilligen

Armuth ihres Mannes so wenig, daß sie ihn vielmehr wegen dieser Liebe der Genügsamkeit nur desto höher schätzte.

Was Luzius Aemilius Paulus nach einem großen Sieg für eine Anrede hielt.

Nachdem Luzius Aemilius Paulus den König Perseus von Mazedonien, seiner Zeit den reichsten König, und der von Alexander, dem Grossen, abstammte, auf das Haupt geschlagen, seine ungeheuern Schätze erobert, und den Perseus selbst gefangen bekommen hatte; ließ er seine Söhne, seine Schwiegersöhne, und die jungen Offiziere zu sich kommen. Nach einem langen Stillschweigen, worüber sich alle verwunderten, hielt endlich Luzius Aemilius Paulus folgende Anrede an sie:

Darf wohl Einer bey einem großen Glücke nach Ueberwindung eines Volkes, einer Stadt, oder eines Königreiches stolz und übermüthig werden, wenn er bedenkt, daß er ein Mensch ist? Oder lehrt ihn nicht vielmehr der Wechsel des Glückes, der dem Sieger ein Beyspiel der allgemeinen Schwachheit der Menschen vorlegt, wie

wenig sicher und beständig alles in der Welt ist? Denn wann können Menschen sicher seyn, da uns selbst der Sieg über Andere am meisten nöthigt, die Veränderlichkeit des Glückes zu fürchten, und die Betrachtung des wandelbaren Schicksals, das bald diesen, bald jenen begünstiget, selbst bey dem frohen Ueberwinder Unmuth erweckt? Ihr seht die Nachkommenschaft des großen Alexanders, der sich bis zur weitläufigsten Herrschaft erhob, und die höchste Macht besaß, durch das Schicksal einer Stunde unter unsere Füsse getreten, und eine königliche Familie, die vor so kurzer Zeit noch mit so viel tausend Soldaten zu Fuß, und zu Pferde umgeben, und beschützt war, aus den Händen ihrer Feinde ihren täglichen Unterhalt empfangen. Glaubt ihr wohl nun, daß euer Glück auf immerhin durch das Schicksal gesichert sey? Junge Leute! verliert ihr nicht dadurch den eiteln Stolz und Uebermuth bey diesem Siege? Lernt ihr nicht dabey in tiefer Bescheidenheit erwarten, daß auch euch einst das Schicksal wegen euerm gegenwärtigen Glücke demüthigen könnte? —

Nach solchen Vorstellungen entließ Aemilius die jungen Römer, derer Ruhmredigkeit und Stolz durch diese Rede, wie durch einen Zaum, war gebändiget worden.

Wie Luzius Aemilius Paulus mit den überwundenen Griechen verfuhr.

Aemilius reiste hierauf in Griechenland herum, wo er Thaten ausübte, die ihm weit mehr, als der große Sieg über den Perseus, Ehre machten. Er richtete die überwundenen Völker, die er besuchte, wieder auf, verbesserte ihre Einrichtungen, und theilte viele Geschenke, theils an Lebensmitteln, theils an Oele aus. Denn in den königlichen Magazinen des Perseus hatte sich ein so großer Vorrath davon gefunden, daß es mehr an Leuten fehlte, die dergleichen verlangten, und brauchten, als daß man diese Menge hätte verzehren können. Als endlich die zehen Kommissarien, die er von Rom erwartete, bey ihm angekommen waren; so gab er den Mazedoniern ihr Land und ihre Städte wieder, und sie erhielten sogar die Freyheit, ganz nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Nur mußten sie ihren Ueberwindern, den Römern, jährlich hundert Talente, beyläufig hundert und fünfzigtausend Gulden erlegen, da sie vorher ihren eigenen Königen mehr als noch so viel hatten entrichten müssen.

wenig sicher und beständig alles in der Welt ist? Denn wann können Menschen sicher seyn, da uns selbst der Sieg über Andere am meisten nöthigt, die Veränderlichkeit des Glückes zu fürchten, und die Betrachtung des wandelbaren Schicksals, das bald diesen, bald jenen begünstiget, selbst bey dem frohen Ueberwinder Unmuth erweckt? Ihr seht die Nachkommenschaft des großen Alexanders, der sich bis zur weitläufigsten Herrschaft erhob, und die höchste Macht besaß, durch das Schicksal einer Stunde unter unsere Füsse getreten, und eine königliche Familie, die vor so kurzer Zeit noch mit so viel tausend Soldaten zu Fuß, und zu Pferde umgeben, und beschützt war, aus den Händen ihrer Feinde ihren täglichen Unterhalt empfangen. Glaubt ihr wohl nun, daß euer Glück auf immerhin durch das Schicksal gesichert sey? Junge Leute! verliert ihr nicht dadurch den eiteln Stolz und Uebermuth bey diesem Siege? Lernt ihr nicht dabey in tiefer Bescheidenheit erwarten, daß auch euch einst das Schicksal wegen euerm gegenwärtigen Glücke demüthigen könnte? —

Nach solchen Vorstellungen entließ Aemilius die jungen Römer, derer Ruhmredigkeit und Stolz durch diese Rede, wie durch einen Zaum, war gebändiget worden.

Wie Luzius Aemilius Paulus mit den überwundenen Griechen verfuhr.

Aemilius reiste hierauf in Griechenland herum, wo er Thaten ausübte, die ihm weit mehr, als der große Sieg über den Perseus, Ehre machten. Er richtete die überwundenen Völker, die er besuchte, wieder auf, verbesserte ihre Einrichtungen, und theilte viele Geschenke, theils an Lebensmitteln, theils an Oele aus. Denn in den königlichen Magazinen des Perseus hatte sich ein so großer Vorrath davon gefunden, daß es mehr an Leuten fehlte, die dergleichen verlangten, und brauchten, als daß man diese Menge hätte verzehren können. Als endlich die zehen Kommissarien, die er von Rom erwartete, bey ihm angekommen waren; so gab er den Mazedoniern ihr Land und ihre Städte wieder, und sie erhielten sogar die Freyheit, ganz nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Nur mußten sie ihren Ueberwindern, den Römern, jährlich hundert Talente, beyläufig hundert und fünfzigtausend Gulden erlegen, da sie vorher ihren eigenen Königen mehr als noch so viel hatten entrichten müssen.

Wie Luzius Aemilius Paulus nach dem Siege über den Perseus sich und die Seinigen belohnte.

Der große Luzius Aemilius Paulus war so fern von aller schmutzigen Begierde nach Geld, daß er den ungeheuern Schatz des Königs Perseus, den er an Silber, Gold und Kostbarkeiten erbeutet hatte, nicht einmal ansah, sondern ganz gleichgiltig und kaltblütig der Bewahrung der Rechnungsführer übergab. Seinen Söhnen erlaubte er nichts für sich zu nehmen, als die königliche Büchersammlung; weil sie große Liebhaber der Gelehrsamkeit waren. Bey der gewöhnlichen Austheilung der Belohnungen für diejenigen Soldaten und Offiziere, die sich besonders ausgezeichnet hatten, gab er seinem Schwiegersohne, dem berühmten Aelius Tubero, nur eine fünfpfündige Schale von Silber. Dieß ist eben der Tubero, der mit sechzehen Anverwandten nebst deren Frauen und Kindern nur ein Haus bewohnte, und sich und sie alle mit dem Ertrag eines kleinen Guts erhielt. Die Schale soll das erste Silbergeschirr gewesen seyn, das in dieses bewunderungswürdige Haus der Aelier kam. Als dieser Tubero wegen seinen Tugenden in der Folge

bis zu der Würde eines Konsuls empor gestiegen war; brachten ihm ausländische Gesandte, die auf seiner Tafel nur Hafnergeschirr gesehen hatten, die schwersten und die künstlichsten Geschirre von Silber aller Art als Geschenke. Der edle Tubero nahm aber diese kostbare Last nicht an, und gab den Gesandten dafür die Erinnerung mit nach Hause, daß wohl die Armuth, aber nicht die Genügsamkeit eine Hilfe nöthig habe.

Wie Luzius Aemilius Paulus den Tod seiner Kinder ertrug.

Aemilius hatte von seiner zweyten Gemahlinn zwey hoffnungsvolle Söhne, die er mit aller väterlichen Sorgfalt zu Hause erzog. Sie waren der Gegenstand seiner zärtlichsten Vaterliebe. Der Aeltere war bereits vierzehen, der Jüngere zwölf Jahre alt. Aber ein feindseliges Geschick, das der große Aemilius sogleich nach dem Siege über den Perseus geahnet zu haben scheint, schlug ihn mitten im Genusse des größten menschlichen Glückes. Der ältere von diesen zwey einzigen Söhnen starb ihm fünf Tage vor, und der jüngere drey Tage nach seinem Triumphe. Triumph war bey den Römern ein sehr prächtiger und feyerlicher Einzug, den nur große Sieger bey

ihrer Heimkunft aus dem Kriege in Rom halten durften.

Jedermann nahm an dem Schmerzen des Aemilius über diesen unschätzbaren Verlust Antheil, und beklagte die Härte des Schicksals, welches auf eine so grausame Art in dieses Haus, das voll Freude, Feyerlichkeit, und Opferfeste war, die Todestrauer brachte, und Thränen und Seufzer unter die Triumphgesänge mischte. Allein Aemilius, welcher mit Recht glaubte, daß man Standhaftigkeit und Muth nicht nur gegen feindliche Lanzen, sondern auch gegen die Stösse des Schicksals brauchen müsse, betrug sich bey dieser herben Mischung von Glück und Unglück so weise, daß er die übeln Begebenheiten durch die guten, und die Trauer seines Hauses durch die Fröhlichkeit des Vaterlandes milderte, und so den Glanz und die Würde des Triumphes nicht verdunkelte. Denn sobald er seinen Erstgebornen begraben hatte; hielt er den Triumph.

Damit du dir, lieber Leser! von einem solchen feyerlichen Einzuge römischer Sieger wenigst einigen Begriff machen kannst; will ich hier diesen Triumph des Aemilius wegen dem Siege über den Perseus erzählen.

Das römische Volk hatte auf den öffentlichen Schauplätzen zu Rom, auf dem Marktplatze, und auf den andern Strassen der Stadt, wo man den Zug sehen konnte, Schaugerüste aufgebaut. Alle Zuschauer hatten Festkleider an; denn ein solcher Tag war ein Fest= und Ehrentag des ganzen Landes. Alle Tempel waren geöffnet, und mit Kränzen und dem Wohlgeruche des angezündeten Weihrauches erfüllt. Eine Menge von Gerichtsdienern und Marktmeistern hielten die Strassen, durch welche die Sieger einzogen, von dem unordentlich herum laufenden Volke rein. Der ganze Einzug war in drey Täge eingetheilt. Der erste Tag war kaum zu dem Zuge hinreichend, der in erbeuteten Gemälden, Bildsäulen, und andern Kunstwerken bestand, die auf zweyhundert und fünfzig Wägen langsam, damit man sie nach Genügen betrachten konnte, durch die Stadt geführt wurden.

Am zweyten Tage wurden die schönsten und kostbarsten Waffen, die von dem frisch geputzten Metalle glänzten, auf vielen Wägen durch die Stadt geführt. Diese Waffen waren sehr künstlich, so, wie sie zusammen gehörten, über einander gelegt, und doch so, als wenn sie nur von ungefähr, und ohne Ordnung unter einander ge=

worfen wären. Die Helme lagen über den Schildern, die Harnische über den Streitstiefeln; kleine Schilde, Köcher und Bögen lagen mit Pferdezäumen unter einander, und die blossen Degen und Lanzen, die dazwischen steckten, ragten hervor. Alle die Waffen lagen so geschickt und leicht über einander, daß sie während dem Fahren an einander stiessen, und ein so schreckliches Getöse machten, daß man selbst diese den besiegten Feinden abgenommenen Waffen nicht ohne Furcht und Schauder anblicken konnte. Hinter diesen mit Waffen beladenen Wägen folgten dreytausend Männer, welche das gemünzte Silber des Perseus in siebenhundert und fünfzig Behältnissen trugen. Jedes Behältniß enthielt drey Talente, und wurde von vier Männern getragen. Die ganze Summe machte also nach unserm Münzfusse bey drey Millionen, oder dreyßigmal zehenmal hunderttausend Reichsthaler. Hierauf folgten viele andere, welche die erbeuteten silbernen Becher, Hörner, Schalen, und andere Tischgeschirre trugen, die insgesammt geschmückt zur Schau gezeigt wurden, und sowohl der Größe, als der vortreflichen Arbeit wegen sehr kostbar waren.

Am dritten Tage erschienen schon ganz frühe die Trompeter auf den Strassen. Sie bliesen

nicht das in Festtagen und feyerlichen Umgängen gewöhnliche Stück, sondern die Arie des römischen Streitgesanges. Hinter ihnen folgten hundert und zwanzig fette Ochsen, mit vergoldeten Hörnern, und mit Bändern und Kränzen geschmückt. Die Jünglinge, die sie bis zum Altare hin führten, wo sie geschlachtet wurden, hatten schön gestickte Schürzen um, und kleine Knaben trugen neben ihnen goldene und silberne Opfergeschirre.

Hierauf kamen diejenigen, die das gemünzte Gold trugen. Es waren sieben und siebenzig Behältnisse, und in jedem, wie bey dem gemünzten Silber, drey Talente. Auch diese Goldmünzen machten über drey Millionen, oder dreyßigmal zehenhunderttausend unsrige Reichsthaler. Hinter diesem Golde wurde die Opferschale getragen, die zehen Talente Gold wog, und prächtig mit Edelgesteinen besetzt war. Darauf wurden die königlichen Trinkgeschirre der Vorfahrer des Perseus, und die der berühmte Künstler Therikles verfertiget hatte, zur öffentlichen Schau getragen, dann die goldenen Trinkgeschirre des Perseus selbst. Nach diesen kam der Wagen des Perseus, auf welchem seine Waffen, und sein Hauptschmuck lag.

Nicht weit hinter diesem Wagen wurden die gefangenen Kinder des Perseus geführt. Ihre

Lehrer und Bedienten giengen neben ihnen her, weinten, und bathen mit aufgehobenen Händen die zuschauenden Römer um Mitleiden, und hiessen die königlichen Kinder eben so flehen, und jammern. Es waren zwey Prinzen, und eine Prinzessinn, die wegen ihres zarten Alters die Größe ihres Unglücks noch nicht verstanden, und derer Gleichgiltigkeit dabey desto mehr Mitleiden erregte.

Nach diesen seinen Kindern und derer Bedienten folgte endlich der gefangene König Perseus selbst, in einem Trauerkleide, und in mazedonischen Stiefeln. Er betrug sich, wie einer, der durch die Größe seines Unglücks an seinem Verstande Schaden gelitten hat, und vor allem erzittert.

Hinter dem Perseus wurden vierhundert goldene Kronen getragen, welche verschiedene Städte dem siegenden Aemilius als Geschenke geschickt hatten.

Endlich folgte Aemilius selbst auf einem prächtig geschmückten Triumphwagen, ein Mann der auch ohne diese Pracht der Bewunderung würdig war. Er hatte einen goldenen Purpurrock an, und hielt in der rechten Hand einen

Lorbeerzweig. Die ganze Armee trug auch Lorbeerzweige, und folgte dem Wagen des Feldherrn nach ihrer Ordnung. Sie sang, wie bey solchen Einzügen gewöhnlich, fröhliche Lieder.

Als nun nach diesem freudenreichen Einzuge des Aemilius am dritten Tage auch sein zweyter und letzter Sohn starb; hielt der Feldherr in einer Versammlung des römischen Volkes folgende Rede:

Ich habe mich niemals vor Begebenheiten, die von Menschen bewirkt werden, gefürchtet, wohl aber, was die manchfaltigen und ungewissen Fügungen höherer Wesen betrift, vor dem Wechsel des Glückes, und besonders bey dem nun geendigten Kriege; weil mich das Glück immer, wie ein guter Wind begünstigte, und ich deßwegen stets einen Sturm und Veränderung erwartete. Meine Schiffahrt nach Mazedonien hätte nicht schneller und erwünschlicher seyn können, und schon am fünfzehenten Tage hatte ich diesen so langwierig scheinenden, diesen so wichtigen Krieg wider den mächtigen König Perseus auf das glücklichste vollendet. Diese seltne Gunst des Schicksals bey allen meinen Unternehmungen machte mich immer noch mißtrauisch, und da ich nun wegen den Feinden weiter keine Gefahr mehr

zu befürchten hatte, sondern ganz sicher war; so vermuthete ich, daß auf der Rückreise zur See sich noch das Glück ändern möchte, wenn ich eine so große siegreiche Armee, so viele Beute, und die königlichen Gefangenen nach Rom führte. Aber auch bey euch kam ich glücklich an, und sah in der ganzen Stadt nichts als Frohlocken, Freudensbezeigungen, und Opferfeste. Aber mein Mißtrauen auf das Glück dauerte fort; weil ich wußte, daß es den Sterblichen kein großes Gut rein, und ohne bittere Beymischung schenkt. Mein Geist, immer vor einem Mißgeschick, welches der Stadt Rom begegnen könnte, bekümmert, wurde auch nicht eher ruhig, bis mich ein so großes häusliches Unglück traf, daß ich die besten Söhne, die ich allein als meine Erben betrachten konnte, hinter einander in den feyerlichsten Tagen meines Lebens durch den Tod verlor. Nunmehr bin ich in Betreff der wichtigsten Zufälle ohne Gefahr, und glaube zuversichtlich, daß das Glück des Vaterlandes unverletzt und beständig bleiben werde. Denn das widrige Schicksal hat durch die mir geschlagenen Wunden seine Rache wegen dem großen Glücke in Mazedonien hinlänglich ausgeübt, da es an dem Sieger ein eben so großes Beyspiel menschlicher Schwachheit aufgestellt hat, wie an dem Besiegten, nur mit dem Unterschiede,

daß Perseus, obgleich überwunden, doch noch seine Kinder hat, Aemilius hingegen, sein Ueberwinder, die seinigen nicht mehr hat.

Dieß ist der Inhalt jener erhabenen und merkwürdigen Rede, die der große Aemilius nach dem Verluste zwey der edelsten Söhne hielt, an welchen sein ganzes Vaterherz hieng; weil sie die einzigen waren.

Leichenbegängniß des Luzius Aemilius Paulus.

Aemilius besaß eben die einst so angesehene und wichtige Würde eines Sittenrichters des römischen Volkes, als ihn eine Krankheit überfiel, die Anfangs gar nicht gefährlich, wohl aber beschwerlich und hartnäckig war. Er machte auf Anrathen der Aerzte eine Orts- und Luftveränderung. Die Römer hatten aber in seiner Abwesenheit eine so große Sehnsucht nach ihm, daß sie ihr heisses Verlangen, den Aemilius bald wieder in Rom zu sehen, auf öffentlichen Plätzen durch laute Wünsche zu erkennen gaben.

Der Mann des Volkes kehrte zurück, und hoffte, daß die erlangte Genesung dauern würde. Aber schon den zweyten Tag nach seiner Zurück-

kunft verlor er im Schlafe, ohne diese Veränderung zu merken, seine Besinnung, und am dritten Tage starb er.

Er wurde mit einer Pracht zur Erde bestattet, die Bewunderung erregte.

Der Eifer der Römer ehrte die Tugenden dieses großen Mannes durch ein herrliches Leichenbegängniß. Es war nicht Gold, nicht Elphenbein, nicht eine kostbare Zubereitung, die diese Pracht ausmachte; es war das Wohlwollen, die Hochachtung, und Liebe, welche nicht allein seine Mitbürger, sondern auch seine Feinde bezeigten. Denn von den damals zu Rom sich aufhaltenden Spaniern, Liguriern, und Mazedoniern trugen die jüngsten und stärksten seinen Sarg, und die ältesten folgten nach, und nannten den Aemilius den Wohlthäter und Erhalter ihres Vaterlandes. Er hatte sich nicht nur zu der Zeit, da er sie besiegte, gelind und menschenfreundlich gegen sie bewiesen, sondern auch nachher unaufhörlich ihr Bestes so zärtlich besorgt, als wenn sie, die einst auf Leben und Tod mit ihm kämpften, immer seine Angehörigen gewesen wären.

Was dem Markus Kato die Nachbarschaft eines großen Mannes nützte.

Markus Kato, ein Römer, brachte seine Zeit, ehe er sich den Kriegsdiensten, und Staatsgeschäften widmete, größtentheils auf dem Lande zu. Nahe an seinem Landgut lag das Haus, das einst der berühmte Mänius Kurius, der 3 Triumphe gehalten hat, bewohnet hatte. Zu diesem Hause gieng Kato oft hin, betrachtete das kleine Gärchen, das schlechte Haus, und erfüllte seine Seele mit Gedanken an diesen großen Römer, der die furchtbarsten Feinde überwunden, den König Pyrrhus aus Italien getrieben, und nach drey gehaltenen Triumphen diese Aecker als Feldherr eigenhändig gebaut, und diese Hütte bewohnt hat. Hier saß der große Kurius, dachte Kato bey sich selbst, hier kochte er am Heerde Ruben, als die Gesandten der Samniter zu ihm kamen, und ihm eine große Menge Gold anbothen. Er aber nahm es nicht an, und sagte den Gesandten: Wer mit solcher Kost zufrieden ist, braucht kein Gold; es ist besser, diejenigen überwinden, die Gold haben, als selbst Gold haben. Mit solchen Erinnerungen an den Nachbar Kurius gieng Kato wieder nach Hause, besah sein

Gut, und strengte sich nach dem Beyspiele des Kurius zur Mäßigkeit und zur Arbeit an.

Kato war noch sehr jung, als er unter dem berühmten Feldherrn Fabius Maximus den Feldzug mitmachte, in welchem dieser die Stadt Tarent einnahm. Kato wohnte dort bey einem weisen Manne, der Nearchus hieß. Von diesem hörte er die Lehren, die auch Plato giebt, daß die Wollust die größte Verführung zum Bösen, und die Herrschaft der Sinnlichkeit das größte Uebel der Seele sey; daß man sich aber durch die Vernunft von der Herrschaft sinnlicher Lüste immer freyer und reiner machen, und von den körperlichen Leidenschaften abziehen und entfernen könne.

Durch die Lehren dieses Heiden gewann der Heide Kato noch mehr Neigung zur Genügsamkeit und Mäßigung.

Es lebte damals zu Rom ein Mann von einem der vornehmsten römischen Geschlechter, und von großem Ansehen, Valerius Flakus genannt. Dieser Mann hatte eben so viele Einsicht, den aufblühenden Verstand hoffnungsvoller Jünglinge zu entdecken, als Güte des Herzens, sie zu ermuntern, und auf die Laufbahn des

Ruhms zu führen. Dieser hatte gleichfalls ein Landgut in der Nachbarschaft des Kato. Er erfuhr von den Hausleuten des Kato die Arbeitsamkeit und Lebensart dieses Mannes; er hörte mit Bewunderung, daß Kato Vormittags denjenigen, die es verlangten, als Sachwalter vor Gericht beystehe, und dann sich wieder auf seine Aecker begebe, und sie eigenhändig baue; daß er im Winter nur einen schlechten Rock, wie seine Sklaven trage, und im Sommer ohne Rock mit seinen Knechten arbeite; daß er sich nach der Arbeit mit ihnen an einen Tisch setze, und einerley Kost mit ihnen geniesse. Man erzählte ihm noch vieles von seiner Billigkeit und Mäßigkeit, und führte einige von seinen Sittensprüchen an.

Valerius Flakus ließ den Nachbar Kato einmal zu Gaste laden, und bemerkte von der Zeit an im weitern Umgange mit ihm, daß er ein vortreflicher Mann sey. Er hielt ihn für eine Pflanze, die einer bessern Pflege, und eines bessern Bodens würdig wäre. Er sprach ihm zu, sich nach Rom zu begeben, und dort dem Vaterlande zu dienen; und Kato gehorchte.

Wie Kato in Rom lebte.

In Rom erwarb sich Kato durch seine genügsame Lebensart den größten Ruhm. Denn es

war dort bereits eine Seltenheit, einen Mann zu sehen, der sich noch nach alter Römer Art der Arbeit selbst unterzog, ländliche Mahlzeiten nur mit kalten Speisen hielt, mit einem schlechten Kleide und gemeinen Hause zufrieden war, und es für besser hielt, überflüßige Dinge gar nicht nöthig zu haben, als sie zu besitzen. Man bewunderte daher den Kato mit Recht, da man sah, daß andere durch Wohllüste geschwächt, und durch Arbeit gleich müde wurden; Kato hingegen durch keines von Beyden seine Kräfte verlor, und nicht nur in seiner Jugend, sondern auch im hohen Alter, nachdem er schon Konsul gewesen, und einen Triumph gehalten hatte, immerfort bey seiner ersten genügsamen Lebensart und sich ganz gleich blieb.

Wie sich Kato als Statthalter von Sardinien betrug.

Als Statthalter von Sardinien zeigte er gegen sich selbst eine Sparsamkeit, die gegen die vorigen Statthalter einen unglaublichen Unterschied machte. Diese waren gewohnt gewesen, auf Kösten des Landes Sardinien viele Zelte, Betten, Kleidungsstücke, eine zahlreiche Dienerschaft, kostbare Tafeln, und andern Aufwand zu unterhal-

ten, wodurch die Einwohner sehr bedrückt wurden. Kato verursachte dem Lande, das er als Statthalter regierte, nicht die geringsten Kösten. Er reisete in den Städten zu Fusse herum, und hatte nur einen Diener zur Begleitung, der ihm ein einziges Kleid nachtrug.

So herablassend und gütig er sich übrigens gegen seine Untergebenen bewies; so viel Ernst und Würde zeigte er in seinen Amtsgeschäften. In der Verwaltung der Gerechtigkeit war er unerbittlich, und in seinen Verordnungen streng. Niemals war den Sardiniern die Herrschaft der Römer so liebreich und zugleich so furchtbar gewesen.

Wie er mit seinen Soldaten die Beute theilte.

In Spanien führte er als Statthalter und Feldherr einen sehr glücklichen Krieg. Nach vollbrachtem Feldzuge ließ er jedem seiner Soldaten, die sich ohnehin in diesem Kriege sehr bereichert hatten, ein Pfund Silber austheilen, und sagte dabey, es sey besser, daß viele Römer Silber, als daß nur wenige Gold mit nach Hause brächten.

Er selbst aber versichert, von der ganzen Beute nichts für sich behalten zu haben, als was

er geessen, und getrunken hatte. Ich tadle, sprach er, diejenigen nicht, welche sich in solchen Gelegenheiten zu bereichern suchen;, aber ich will lieber mit den Tapfersten um die Tapferkeit, als mit den Reichsten um den Reichthum, und mit den Geldgierigen um die Geldgierde wetteifern. — Und er erhielt nicht nur sich selbst von aller Beute rein, sondern er befahl dieses auch seinen fünf Sklaven, die er mit nach Spanien zu diesem Feldzuge genommen hatte.

Wie Kato eine öffentliche Mißhandlung aufnahm.

Als Kato einst vor Gerichte einen gewissen Lentulus zu seinem Widersacher hatte; wurde dieser so sehr aufgebracht, daß er dem Kato voll Wuth den Unflath seines Mundes in das Angesicht spie. Kato trocknete sich ab, und sagte scherzend: Lentulus! allen Leuten, die daran zweifeln, will ich es nun sagen, daß du ein gutes Mundwerk habest.

Was Kato für ein Ehemann und Vater war.

Kato war ein liebreicher Ehemann, ein guter Vater, und ein so sorgfältiger Wirthschafter, daß

er die Aufsicht auf die Hauswirthschaft für nichts Geringes hielt. Seine Gemahlinn war von vornehmer Geburt, aber nicht reich. Er glaubte zwar, die vornehmen Frauenzimmer hätten, so, wie die reichen, einen gewissen Stolz; aber die, welche von edler Geburt wären, hätten doch mehr Schamhaftigkeit gegen alles Unanständige, und wären daher ihren Männern in guten Dingen folgsamer. Wer seine Frau schlüge, vergriffe sich, nach seiner Meynung, an der heiligsten Sache, und er hielt es für einen größern Ruhm, ein guter Ehemann, als ein großer Regierungsrath zu seyn.

Nach der Entbindung seiner Gemahlinn ließ er sich durch kein so nothwendiges Geschäft, wenn es nicht die Verrichtung eines öffentlichen Amtes war, davon abhalten, beym Baden und Einwickeln seines Sohnes zugegen zu seyn. Sobald sein Sohn anfieng, verständig zu werden, unterrichtete er ihn selbst. Er war selbst sein Sprachlehrer, Rechtslehrer, und Fechtmeister; er lehrte ihn selbst den Wurfspieß werfen, reiten, ringen, auch Hitze und Kälte dulden, und durch die reissendsten Ströme schwimmen. Er schrieb eigenhändig verschiedene lehrreiche Geschichten mit grossen lesbaren Buchstaben lediglich für seinen Sohn

ab, damit dieser auch schon zu Hause Gelegenheit hätte, sich zu seinem Nutzen mit den alten Geschichten und Gebräuchen seines Vaterlandes bekannt zu machen. Niemand durfte es wagen, in Gegenwart seines Sohnes eine anstößige, oder unanständige Rede hören zu lassen.

Die Dienstfertigkeit des Philopömen.

Der berühmte griechische Feldherr Philopömen ließ einst in einem Hause der Stadt Megara Quartier für sich bestellen. Die Frau dieses Hauses gerieth in große Unruhe, als ihr angesagt wurde, daß dieser vornehme General bey ihr einkehren würde. Ihr Mann war eben nicht zu Hause. Sie richtete das Essen zu, als Philopömen ganz allein, und in einem schlechten Kleide ankam. Sie hielt ihn daher für einen vorausgeschickten Diener des Generals, und ersuchte ihn daher, ihr bey der Zubereitung behilflich zu seyn. Der General warf ohne weiters seinen Oberrock auf die Seite, und fieng an, Holz zu spalten. Bald darauf kam der Mann vom Hause zurück. Da er den Philopömen, den er gut kannte, bey dieser unerwarteten Arbeit erblickte; sagte er voll Verwunderung: Was soll das bedeuten, Philopömen? — Was sonst, erwiederte Philopömen,

als daß ich wegen meinem schlechten Anzuge bestraft werde?

Wie Kato, der Jüngere, seine Soldaten abrichtete.

Kato, der Jüngere, war ein Urenkel jenes berühmten Kato, wovon so eben die Rede war. Zum Unterschiede von diesem seinem Urgroßvater wird er der jüngere Kato genannt.

Da er als ein Oberster in den Krieg nach Mazedonien zog; nahm er fünfzehen Sklaven zu seiner Bedienung, und einige Freunde zu seiner Begleitung mit. Diese seine Bedienten und Gesellschafter ritten insgesammt zu Pferde; Kato hingegen machte in der Würde eines der vornehmsten Offiziere diese ganze lange Reise zu Fusse, gieng stets neben diesen seinen reitenden Leuten, wie ihr Diener, her, und unterredete sich bald mit diesem, bald mit jenem.

Nachdem er endlich so im römischen Lager angekommen war; schien es ihm viel zu wenig, wenn er sich nur allein hervorthun sollte; er suchte auch seine Soldaten zu bilden, und sich ähnlich zu machen; denn er hatte als Oberster nach römischer Einrichtung wenigst über sechstau-

send Mann zu befehlen. Ohne seinem Ansehen was zu vergeben, bediente er sich gegen seine Untergebenen vernünftiger Vorstellungen, und bemühte sich, seine Soldaten durch Gründe zum Gehorsam und zur Rechtschaffenheit zu leiten. Erst nach diesem belohnte, oder strafte er, je nachdem man es verdiente. Es war schwer zu sagen, ob er seine Soldaten friedlicher, oder kriegerischer, kampfgieriger, oder sittsamer gemacht habe; so fürchterlich schienen sie den Feinden; so gutherzig den Bundesgenossen, so schüchtern, Unrecht zu thun, und so begierig nach Kriegsruhm zu seyn. Kato bewirkte dieses nicht nur durch seine weisen Lehren, sondern hauptsächlich dadurch, daß er alles selbst vorthat, was er Andern befahl. In der Kleidung, im Marschiren, im Genusse der Speisen, in seiner ganzen Lebensart glich er mehr einem gemeinen Soldaten, als einem so vornehmen Offizier; aber an edlem Betragen, an Verstand, an Beredsamkeit übertraf er Feldherren selbst, und erwarb sich dadurch unvermerkt ein allgemeines Wohlwollen.

Nach geendigtem Feldzuge wurde Kato nicht, wie gewöhnlich, nur mit guten Wünschen, und Lobeserhebungen, sondern mit Thränen, und häufigen Umarmungen entlassen. Wo er gieng, brei-

teten die Soldaten Kleider auf den Weg, sie küßten ihm die Hände, und erwiesen ihm Ehren, die selten einem Feldherrn widerfuhren.

Wie sich Luzius Murena gegen diesen Kato betrug.

Den Luzius Murena, einen der angesehensten Männer in Rom, hatte Kato, nicht aus Rache, sondern vermöge seines Amtes, wegen einem grossen und schimpflichen Verbrechen angeklagt. Murena fand so gute Vertheidiger, und die Richter waren ihm so günstig, daß er losgesprochen wurde. Murena zeigte aber gegen seinen Ankläger nicht die Leidenschaft eines rachgierigen, oder aufgereizten Mannes; er bewunderte vielmehr die Gerechtigkeitsliebe, und die edle Denkungsart des Kato, und bediente sich als Konsul in den wichtigsten Angelegenheiten seines Raths. Kato verdiente auch die Ehrerbiethung und das Zutrauen, das ihm der Konsul Murena erwies; denn vor Gericht und im römischen Rathshause war er, wenn es auf Recht und Billigkeit ankam, gegen jedermann, ohne Unterschied, streng und furchtbar; in andern Gelegenheiten aber gegen jedermann menschenfreundlich, und wohlwollend. Als Kato einst in einem Auflaufe wegen seiner Recht-

schaffenheit von aufgehetzten Leuten mit Steinen und Prügeln geworfen wurde; beschützte ihn eben dieser Murena, den er kurz vorher öffentlich angeklagt hatte. Er deckte seinen Rock über den Kato, schrie, daß man mit Werfen doch aufhören möchte, und brachte endlich den Kato unter vielen Umarmungen in eine Freystätte. So edel betrug sich Murena gegen den Kato, an dem er sich schon dadurch nach Lust hätte rächen können, wenn er ihn in dieser Gefahr nicht in Schutz genommen hätte.

Wie männlich und unerschrocken Kato das Wohl des Vaterlandes besorgte.

Nach römischer Einrichtung wurden alle obrigkeitlichen Personen von dem Volke selbst gewählt. Es riß aber nach und nach der Mißbrauch ein, daß diejenigen, die hohe Aemter und Würden suchten, den ärmern Bürgern zu Rom für ihre Wahlstimmen Geld gaben, und diese Bestechungen wurden endlich ohne alle Scheu öffentlich getrieben. Man sah wohl ein, daß dieser garstige Stimmenhandel äusserst ungerecht und verderblich wäre; weil auf diese Weise nicht die rechtschaffensten und verständigsten Männer, sondern diejenigen, die sich mehr kosten liessen, zu Obrigkeiten

gewählt wurden. Gleichwohl getraute sich niemand, diesen Unfug abzuschaffen, den man für unheilbar hielt. Kato allein war aus Vaterlandsliebe herzhaft genug, es zu versuchen, ob denn dieses Uebel nicht mehr auszurotten wäre.

Da er eben Stadtrichter in Rom war; beredete er den römischen Rath, daß ein Gesetz gegeben wurde, kraft dessen alle diejenigen, die von dem Volke zu einem Amte gewählt wurden, schwören mußten, daß sie niemanden bestochen hätten.

Ueber diesen rühmlichen und heilsamen Vorschlag des Kato wurden die Reichen und Armen in Rom sehr erbittert. Die Reichen; weil sie sich nun durch Reichthum allein, wenn sie sich nicht durch andere gute Eigenschaften auszeichneten, zu keiner hohen Würde mehr emporschwingen konnten; die Armen; weil sie nun für ihre Wahlstimmen kein Geld mehr erhielten. Sie liessen daher früh Morgens, da Kato eben aus seinem Hause zu seinen Amtsgeschäften gieng, haufenweise zusammen, schrieen, und schimpften auf den Kato, und warfen wieder so rasend auf ihn, daß die angesehensten Männer, aus Furcht eines Aufstandes, und vor dem Ausbruche noch größ-

rer Gewaltthätigkeiten, ohne dem Kato zu helfen, in ihre Häuser entflohen.

Es war zu Rom auf dem Markte eine eigene Bühne, auf welche diejenigen, die dem Volke was vorzutragen hatten, wie auf eine Kanzel steigen, und öffentliche Reden halten durften. Mit genauer Noth, und mitten unter Drohungen, Beschimpfungen und Stössen war Kato endlich bis zu dieser Rednerbühne vorgedrungen. Kato bestieg sie mit Gebehrden, als wenn ihm gar nichts Widriges begegnet wäre. Er trat wider alles Vermuthen des Pöbels so unerschrocken und herzhaft, mit einer solchen Ehrfurcht einflössenden Würde und Seelenruhe auf, daß sogleich das Geschrey verschwand, und alles voll Aufmerksamkeit horchte. Er sprach hierauf mit einer so unwiderstehlichen Geisteskraft, daß er ein sehr geneigtes Gehör fand, und den Auflauf gänzlich stillte.

Der ganze römische Rath lobte hierauf den Kato wegen dieser männlichen Großthat. — Ich aber, sagte Kato, kann euch nicht loben; weil ihr mich, euern Stadtrichter, in der Gefahr verlassen habt.

Wie sich der König Pyrrhus gegen seine Diener betrug.

Der König Pyrrhus in Epirus war gegen seine Diener und Freunde sehr gnädig, und nicht zum Zorn geneigt; aber eifrig und schnell bereit, erwiesene Dienste zu vergelten. Aus dieser Ursache beklagte er den Tod des Aeropus, eines derselben ungemein. Er hat zwar nur, sagte Pyrrhus, das allgemeine Schicksal der Menschen erlitten; aber ich bin über mich unzufrieden, daß ich ihm durch meine Verzögerung die mir erwiesenen Dienste nicht vergelten habe können. Schulden kann man auch den Erben der Gläubiger wieder bezahlen; aber ein rechtschaffener und gerechter Mann ist mißvergnügt, wenn er erzeigte Gefälligkeiten nicht demjenigen selbst vergelten kann, von dem er sie erhalten hat.

Wie Pyrrhus mit seinen Verläumdern verfuhr.

Als ihm seine Freunde riethen, einen Menschen, der von ihm allerhand Lästerungen ausbreitete, aus dem Lande zu jagen, gab er zur Antwort:

Nein; er mag bleiben, und uns lieber unter wenigen, als, wenn er in der Welt herum läuft, bey allen Menschen verläumden.

Als einige in der Trunkenheit auf ihn gelästert hatten, und dessen überwiesen wurden; fragte sie Pyrrhus, ob sie das wirklich gesagt hätten? Einer von diesen jungen Leuten antwortete: Ja, König! und wir würden noch mehr gesagt haben, wenn wir noch mehr Wein gehabt hätten. Pyrrhus lachte, und ließ sie ohne Strafe gehen.

Wie er seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Nachdem sich der König Pyrrhus durch seine Siege einen glänzenden Ruhm erworben hatte; kehrte er voll Freude darüber in sein Reich Epirus zurück. Seine Unterthanen, die Epiroten, gaben ihm den Zunamen: Adler. Pyrrhus sagte: Ja, durch euch bin ich ein Adler; denn wie sollte ich mich nicht auf euern Waffen, wie auf Flügeln in die Höhe schwingen.

Kineas und Pyrrhus.

Es befand sich an dem Hofe des Königs Pyrrhus ein gewisser Kineas, ein Mann von großem

Ver-

Verstande. Er war vom Pyrrhus als Gesandter an viele Städte geschickt worden, und hatte die Behauptung des weisen Euripides, daß die Beredsamkeit alles erobern und thun könne, bestätiget. Pyrrhus sagte selbst, die Beredsamkeit des Kineas habe ihm mehr Städte, als seine eigenen Waffen, gewonnen, und er ehrte diesen Mann mit beständiger Hochachtung, und bediente sich seiner Einsichten in den wichtigsten Geschäften.

Als nun Kineas die heftige Neigung des Pyrrhus zu einem unnöthigen Kriege mit den Römern merkte; so ergriff er die erste Gelegenheit, da sein König eben unbeschäftigt war, sich mit ihm darüber in ein Gespräch einzulassen. — Die Römer, sagte er, sollen sehr gute Kriegsmänner seyn, und viele tapfere Völker beherrschen. Wenn uns aber auch Gott den Sieg über sie verleiht; was werden wir für einen Nutzen daraus ziehen?

Da fragst du mich um etwas, antwortete Pyrrhus, das wahrlich keines Fragens bedarf. Wenn wir die Römer besiegt haben; dann wird es uns ein Leichtes seyn, ganz Italien zu erobern, dessen Größe, Stärke, und Macht doch meinem Kineas nicht unbekannt seyn kann.

Kineas schwieg ein paar Augenblicke. — Und wenn wir nun Italien unterjocht haben, fuhr er darauf fort, was werden wir weiter thun?

Sizilien, sagte Pyrrhus, das zunächst an Italien liegt, diese glückliche und volkreiche Insel, wird uns dann an sich ziehen, und wir werden ohne Mühe Meister davon werden. Denn, mein lieber Kineas! dort ist Alles in Aufruhr; die Städte sind ohne Regierung, und werden von heftigen Volksaufhetzern verwirrt.

Das läßt sich hören, sagte Kineas; aber wird die Eroberung Siziliens das Ende unsers Feldzuges seyn?

Wenn uns Gott Glück und Sieg verleiht, versetzte Pyrrhus; so ist das Alles nur ein Vorspiel von größern Unternehmungen. Ist einmal Sizilien unser; dann geht es erst über Karthago und ganz Afrika her, und sind wir auch dort glücklich; sage, Kineas! wer wird uns ferner widerstehen können?

Kein Mensch, sagte Kineas; denn es ist unwidersprechlich, daß eine so große Macht mehr als hinlänglich seyn wird, Mazedonien zu überwältigen, und Griechenland zu beherrschen. Aber

wenn wir nun das alles werden ausgeführt haben; was werden wir denn hernach thun?

Pyrrhus lachte. — O, mein lieber Kineas! sprach er, dann wollen wir in guter Ruhe leben; täglich schmausen, täglich mit einander lustig und fröhlich seyn.

Als Kineas den König so weit gebracht hatte; sagte er: Aber was hindert uns denn, o Pyrrhus! gleich jetzt das alles zu thun; gleich jetzt mit einander lustig und fröhlich und ruhig zu seyn, da wir das ohne Mühe thun können, wozu wir erst durch so viel Blutvergiessen, durch so viele Beschwerden und Gefahren, durch so viele von Andern erlittene, und Andern zugefügte Uebel gelangen wollen, ohne daß es gewiß ist, ob wir so dazu gelangen werden?

Fabrizius und Pyrrhus.

In dem Kriege mit den Römern, den Pyrrhus, troz der weisen Warnungen des Kineas, führte, schickten die Römer wegen Auslösung ihrer Gefangenen Gesandte an ihn, unter welchen sich der edle Kajus Fabrizius befand. Kineas hatte dem Pyrrhus von diesem Fabrizius gesagt, daß er als ein rechtschaffener und kriegerischer Mann

bey den Römern in großer Hochachtung stünde; übrigens aber sehr arm wäre.

Gegen diesen Mann bezeigte Pyrrhus viele Freundschaft, und bath ihn, ein Geschenk an Gold anzunehmen, mit der Versicherung, daß er dafür keineswegs eine unerlaubte Gefälligkeit verlange, sondern blos wünsche, Fabrizius möchte selbes als ein Kennzeichen seiner königlichen Freundschaft betrachten.

Fabrizius schlug demungeachtet, das Gold des Pyrrhus aus.

Der König drang denselben Tag nicht weiter in den Römer; nahm sich aber vor, am folgenden Tage ihn durch einen Elephanten, dergleichen Thiere Fabrizius noch keines gesehen hatte, zu erschrecken.

Der Elephant ist das größte der vierfüßigen Thiere; er übertrift den Löwen an Stärke, und sein durchdringendes, entsetzliches Geschrey macht die herzhaftesten Männer beben.

Pyrrhus ließ seinen größten Elephanten, während einer Unterredung, heimlich hinter den Fabrizius stellen, und damit dieser nichts davon merkte, einen Vorhang vorziehen. Auf ein ge-

gebenes Zeichen wurde der Vorhang plötzlich weggezogen; mit einem schrecklichen Gebrülle lief der Elephant hervor, und streckte seinen ungeheuern Rüssel über den Kopf des Fabrizius aus.

Der Römer drehte sich aber ganz langsam um, sah das ungeheure Thier gelassen an, und sagte dann lächelnd: Pyrrhus! dein Elephant rührt mich heute so wenig, als gestern dein Gold.

Pyrrhus, der den Verstand und das Herz des Fabrizius bewunderte, wünschte immer mehr anstatt des Krieges Friede und Freundschaft mit den Römern zu haben. Er sprach ihn auch insbesondere an, ob er nicht nach errichtetem Frieden ihn begleiten, und bey ihm leben möchte; er versprach ihm, daß er bey ihm sein erster Feldherr und Vertrauter seyn würde.

Das würde dir, König! selbst schädlich seyn, antwortete Fabrizius; denn diejenigen, die dich jetzt verehren, und bewundern, würden, wenn sie mich genauer kennen lernten, mich dir vorziehen, und lieber mich, als dich zu ihrem Könige haben wollen. — Solch ein Biedermann war Fabrizius.

Pyrrhus wurde durch diese Antwort des Fabrizius weder aufgebracht, noch, wie wohl andere Fürsten, darüber verdrüßlich. Er erzählte

vielmehr des Fabrizius wohlwollende, und hohe Gedanken seinen Freunden, und überließ ihm allein die römischen Kriegsgefangenen, mit der einzigen Bedingung, daß, wenn der Rath in Rom den von dem König vorgeschlagenen Frieden nicht eingehen wollte, sie, nach der Besuchung ihrer Freunde, sich wieder als Gefangene bey ihm einstellen sollten. Sie wurden auch wieder zurück geschickt, und der Rath setzte die Todesstrafe darauf, wenn einer von ihnen zurück bliebe.

Als darauf Fabrizius Konsul geworden war; kam ein Mann in das römische Lager, und brachte ihm einen Brief, den der Leibarzt des Königs Pyrrhus geschrieben hatte, in welchem er versprach, wenn er eine gute Belohnung erhielte, den König Pyrrhus zu vergiften, und auf diese Art ohne alle weitere Gefahr der Römer diesen Krieg zu endigen.

Fabrizius verabscheute die Bosheit dieses Menschen; er meldete, mit Einstimmung seines Mitkonsuls, eilfertig dem Römerfeind Pyrrhus die Lebensgefahr, in welcher er schwebte, und schickte ihm nebst dem Schurkenbriefe des Leibarztes folgendes Schreiben:

Kajus Fabrizius, und Quintus Aemilius, die römischen Konsuln, entbiethen dem König Pyrrhus ihren Gruß. — Es scheint, daß du, König! weder deine Feinde, noch deine Freunde recht kennest. Du wirst, wenn du den uns geschickten Brief deines Arztes gelesen hast, einsehen, daß du mit rechtschaffenen Männern Krieg führest, und dich schändlichen Männern anvertrauest. Wir zeigen dir dieses nicht an, um dir eine Gefälligkeit zu erzeigen, sondern deßwegen, damit uns dein Tod nicht eine üble Nachrede zuziehe, und es nicht scheine, als hätten wir den Krieg mit verrätherischer List geendiget, den wir durch Tapferkeit nicht hätten endigen können.

Nachdem Pyrrhus die Briefe gelesen, die Verrätherey entdeckt, und den Arzt dafür bestraft hatte; schickte er zur Vergeltung, um seine Erkenntlichkeit zu zeigen, dem Fabrizius alle römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld zurück, und ließ den Kineas mit den Römern neue Friedensunterhandlungen einleiten. Allein die Römer wollten die Kriegsgefangenen nicht umsonst, weder als eine Gunst von ihrem Feinde, noch als eine Belohnung, daß sie nicht wären ungerecht gewesen; sie liessen dagegen eben so viele Kriegsgefangene des Pyrrhus los.

Was Zimon für einen Gebrauch von seinem Vermögen machte.

Zimon, einer der berühmtesten Feldherren der Stadt Athen, hatte sich in seinen Feldzügen ein großes Vermögen erworben; aber er wandte dasjenige, was er auf eine rühmliche Art von den Feinden des Vaterlandes gewonnen hatte, auf eine noch rühmlichere Art zum Besten seiner Mitbürger an. Er ließ von seinen Aeckern die Zäune wegreissen, damit Einheimische und Fremdlinge, die es nöthig hätten, ohne Scheu, so viele Früchte, als sie wollten, nehmen könnten. Er hielt alle Abende eine Tafel für Dürftige bereit, die zwar nicht kostbar besetzt, aber doch mit hinlänglichen Speisen für eine große Menge versehen war. Hier konnte nun, wer da wollte, von den armen Bürgern speisen. Es begleiteten den Zimon immer zwey, oder drey Jünglinge, die gute Mäntel anhatten, und die, wenn Zimon einem alten Bürger begegnete, der schlecht gekleidet war, ihre guten Mäntel mit seinem schlechten vertauschten. Man fand dieses Betragen sehr menschenfreundlich. Eben diese Jünglinge trugen immer eine Menge Geld bey sich, und wenn sie Nothleidende von vornehmem Stande auf dem

Markte bemerkten; stellten sie sich zu ihnen hin, und drückten ihnen in der Stille Geld in die Hände. Der Spartaner Lichas machte sich schon blos dadurch berühmt, daß er die Fremden, die zu einem gewissen Feste nach Sparta kamen, unentgeltlich bewirthete. Zimons Freygebigkeit übertraf selbst die alte Freygebigkeit und Menschenliebe der Athenienser, die den Griechen das Säen, und allen Menschen, die es verlangten, Brunnen zu graben, und Feuer zu machen lehrten. Zimon machte sein Haus zu einem allgemeinen Brodhause seiner Mitbürger, und auf seinen Landgütern vergönnte er den Fremden sogar die Erstlinge der Früchte, und alles, was die Jahreszeit mit sich brachte, nach Belieben zu nehmen. Auf diese Weise machte er manche Arme reich, gegen die er sich selbst nach dem Tode noch wohlthätig bewies; denn er ließ viele auf seine Kösten begraben.

Wie Zimon die Geschenke des Rhösakes aufnahm.

Ein Perser, Namens Rhösakes, der von seinem König abgefallen, und mit vielem Gelde nach Athen gekommen war, wurde von ränkischen Advokaten in einem Prozesse so geneckt, daß er kein

Recht erhalten konnte. Er nahm daher seine Zuflucht zum Zimon, dessen Ansehen, Gerechtigkeitsliebe, und Dienstfertigkeit er wohl kannte, und setzte in dessen Vorsaal zwo Schalen, derer eine mit Silbermünzen, die andere mit Goldstücken angefüllt war, nieder. Zimon lächelte, als er dieses gewahr wurde, und fragte den Perser: Willst du den Zimon lieber zu deinem Freunde, oder zu deinem Miethlinge haben? — Zum Freunde, antwortete der Fremdling. — Nun, so nimm das wieder, versetzte Zimon; denn da ich dein Freund geworden bin; will ich mich deines Geldes bedienen, wenn ich es werde nöthig haben.

Was Zimon gegen seine Feinde für eine Rache ausübte.

Zimon war nicht nur ein tugendhafter Mann, sondern auch einer der tapfersten, einsichtsvollsten, und glücklichsten Feldherren; an einem einzigen Tage hatte er den Atheniensern drey sehr beträchtliche Schlachten gewonnen. Gleichwohl konnte dieser große Mann dem Neide und der Verfolgung nicht entgehen. Die Athenienser hielten sich von den Spartanern für beleidigt, und Zimon wurde bey dieser Gelegenheit unter dem nichtigen Vorwande, daß er es mit den Sparta-

nern hielt, auf zehen Jahre aus seinem Vaterlande verbannt, dem er so viele Wohlthaten erwiesen hatte. Diese schändliche Ungerechtigkeit würde manchen andern Athenienser bewogen haben, entweder öffentlich bey Feinden, die ihn mit Freuden hätten aufgenommen, Zuflucht zu suchen, oder wenigst des undankbaren Athens für immer zu vergessen.

Der edle Zimon that es nicht. Als die Athenienser hierauf wirklich wider die Spartaner zu Felde zogen; erschien der Verbannte in voller Rüstung, und stellte sich ungebethen zum Kampfe wider die Spartaner ein. Allein seine Feinde streuten die boshafte Verläumdung aus, Zimon habe nur zur Absicht, die Athenienser mitten in der Schlacht in Verwirrung zu bringen, und alsdann die Spartaner nach Athen zu führen. Sie erhoben und erweckten wider den gutdenkenden Zimon ein so rasendes Geschrey, daß der Rath von Athen den Generalen den Befehl zuschickte, den Zimon nicht bey der Armee zu dulden. Er mußte sich also weg begeben; bath aber vorher seine Freunde, die man gleichfalls für spartanisch gesinnt hielt, recht tapfer gegen die Feinde zu fechten, und so durch Thaten die Verläumdungen ihrer Feinde zu widerlegen. Diese seine Freunde

stellten hierauf Zimons ganze Rüstung in ihre Mitte, und hielten sich insgesammt in der Schlacht gegen die Spartaner so heldenmüthig, daß sie alle neben einander, an der Zahl hundert, auf dem Platze blieben, und ihren Mitbürgern ein großes Verlangen nach so tapfern Männern, und eine Reue über ihre ungerechten Beschuldigungen hinterliessen.

Die Athenienser wurden in dieser Schlacht von den Spartanern auf das Haupt geschlagen. Nun dachten sie wieder an Zimons Verdienste; sie waren so sehr in der Klemme, daß sie ihn aus seiner Verbannung zurück riefen; weil sie von ihm allein noch Rettung hofften. Zimon hätte jetzt den Spröden spielen und sich lange bitten lassen können. Aber der Großmüthige säumte nicht, seinem bedrängten Vaterlande zu Hilfe zu eilen. Er brachte gleich nach seiner Zurückkunft den lieben Frieden zu Stande, und stiftete Freundschaft zwischen Sparta und Athen.

Wie Fabrizius die Gesandten der Samniter abgefertiget hat.

Nachdem Kajus Fabrizius den Samnitern den so sehnlich gewünschten Frieden verschaft hatte;

brachten ihm die samnitischen Gesandten eine ungeheure Menge Geldes, mit der Bitte, dieses Dankgeschenk ja nicht zu verschmähen; weil sie sähen, daß seinem Hause und seiner Küche vieles mangelte, was die Pracht und Würde eines Feldherrn heischte.

Fabrizius wies mit flacher Hand auf seine Ohren, Augen, Nase, Mund, Kehle, und Bauch. So lange er diese Glieder beherrschte, sprach er, würde er niemals eine Noth leiden; das Geld, das er nicht nöthig hätte, nehme er folglich von jenen, die es nöthig hätten, nicht an.

Phozion als Feind und als Freund.

Phozion, ein sehr berühmter Feldherr von Athen, that aus Feindschaft keinem von seinen Mitbürgern etwas zu Leide; ja er hielt nicht einmal einen für seinen Feind. Nur in so fern war er streng, hart, und unerbittlich, als er sich denjenigen widersetzen mußte, welche seinen Bemühungen widerstrebten, die er zum Besten des Vaterlandes unternahm. In allen andern Dingen bewies er sich gegen jedermann willfährig, gemein, und so menschenfreundlich, daß er selbst seinen Widersachern, wenn ihnen ein Unglück begegnete,

Beystand leistete, und sie in Schutz nahm. Seinen Freunden, die ihn tadelten, daß er vor Gericht zum Besten eines bösen Menschen gesprochen hatte, antwortete er: Die Guten brauchen keinen Beystand vor Gericht.

Wenn die Athenienser zu ihren Bundesgenossen auf den Inseln Schiffe abschickten, und diese Schiffe nicht Phozion, sondern ein anderer General anführte, so pflegten sich die Einwohner der Insel gegen die Athenienser wie Feinde zu betragen; sie befestigten ihre Städte; versperrten ihre Häfen, und brachten ihre Weiber und Kinder, ihre Sklaven und ihr Vieh in Sicherheit; wenn aber Phozion der Anführer solcher Schiffe war; dann giengen sie ihm, mit Kränzen geschmückt, weit entgegen, und holten ihn mit Jubel ein. Die Ursache dieses so verschiedenen Empfanges war; weil sie von andern grob und gebietherisch, vom Phozion hingegen leutselig behandelt wurden.

Den Feldherrn Chabrias, der sein Lehrer war, verehrte er nicht nur, so lange dieser lebte, mit der größten Hochachtung, sondern nahm sich auch noch nach seinem Tode seiner Anverwandten bestens an. Er suchte aus dem Sohne desselben, Ktesippus genannt, einen brauchbaren Mann zu

machen; er gab sich alle Mühe, diesen wilden und verdorbenen Menschen zu bessern, und er verheimlichte, um seine Ehre zu schonen, seine schändlichen Ausschweifungen. Nur ein einziges Mal, da ihm dieser junge Mensch gar zu beschwerlich fiel, soll er im Ueberdrusse gesagt haben: O Chabrias! Chabrias! ich vergelte dir durch die Geduld, die ich mit deinem Sohne habe, die Freundschaft, die du mir erzeigt hast, überflüßig!

Wie Phozion die Freygebigkeit Alexanders des Großen benützte.

Es wird von allen Schriftstellern einstimmig erzählt, daß der König Alexander dem Phozion hundert Talente, beyläufig hunderttausend Reichsthaler zum Geschenke schickte. Phozion fragte diejenigen, welche ihm diese Summe nach Athen überbrachten, warum Alexander unter allen Atheniensern nur ihn allein so beschenken wollte.

Weil er dich allein, war ihre Antwort, für einen besonders rechtschaffenen Mann hält. — Phozion versetzte darauf: So lasse mich Alexander auch fernerhin dafür gehalten werden, und beständig bleiben.

Die Gesandten bemerkten in seinem Hause eine große Sparsamkeit, und sahen, daß Phozions Gemahlinn selbst Taig knettete, und Phozion selbst Wasser aus dem Brunnen holte, um die Füsse zu waschen. Sie drangen daher noch ungestümmer in ihn, daß er das Geschenk annehmen sollte, indem es höchst unschicklich wäre, daß der Freund des Königs so schlecht leben sollte. Phozion, welcher eben einen armen alten Mann vorbey gehen sah, fragte sie, ob sie ihn für geringer, als diesen Mann da hielten. — Die Gesandten antworteten: Nein. — Nun, dieser Mann, sagte Phozion, lebt noch von Wenigerm, als ich, und ist doch zufrieden. Ueberhaupt, setzte er hinzu, wenn ich das viele mir geschenkte Geld todt liegen lasse; so ist es so viel, als wenn ich es gar nicht hätte; mache ich aber Gebrauch davon; so werde ich mir und dem König die üble Nachrede einer Bestechung zuziehen. — Auf diese Weise mußten also die Gesandter das Geld wieder mit sich nehmen, und Phozion zeigte den Griechen, daß derjenige reicher war, der das alles nicht nöthig hatte, als derjenige, der es schenkte.

Alexander schrieb hierauf dem Phozion, daß ihm diese Verschmähung mißfalle, und daß er

die=

diejenigen nicht für seine Freunde hielte, die nichts von ihm annähmen. Phozion schlug das Geschenk demungeachtet aus, und bath dafür den Alexander, daß er sechs Gefangene frey lassen möchte. Der König ließ nicht nur die Gefangenen sogleich los, sondern trug auch seinem Liebling dem Kraterus auf, dem Phozion eine von den vier Städten Kios, Gergethus, Mylassis, oder Elana, was für eine er nämlich selbst wählen würde, zu übergeben, damit Phozion die Einkünfte derselben geniessen, und sie regieren könnte. Kraterus mußte beysetzen, daß es Alexander sehr übel nehmen würde, wenn sich Phozion auch dieses Geschenk anzunehmen weigern würde. Allein Phozion nahm es doch nicht an. Ueberhaupt war der große Feldherr Phozion ein so genügsamer und abgehärteter Mann, daß er auf Reisen und Feldzügen weder Schuhe noch einen Mantel gebrauchte, wenn nicht eine sehr heftige Kälte war; deßwegen es auch seine Soldaten im Scherze für ein Zeichen eines sehr strengen Winters hielten, wenn sich Phozion der Schuhe und eines Mantels bediente.

Der Schmuck der Gemahlinn Phozions.

Phozions zweyte Gemahlinn stand bei den Atheniensern wegen ihrer Bescheidenheit in einem eben

so großen Ruhme, als er wegen seiner Rechtschaffenheit. Es trug sich zu der selbigen Zeit einst zu, daß ein Komödiant, der auf dem Theater zu Athen die Person einer Königinn vorstellen sollte, eine Schaare prächtig gekleideter Dienerinnen zu seinem Gefolge verlangte. Melanthius, der dieses Schauspiel auf seine Kösten aufführen ließ, weigerte sich, und so wollte der Komödiant gar nicht auf dem Theater erscheinen. Allein Melanthius zog ihn mit Gewalt aufs Theater, und schrie: Siehst du nicht, daß die Gemahlinn des Phozions beständig nur mit einer einzigen Dienerinn ausgeht, und du willst eine Schaare haben, und durch dieses Beyspiel der Eitelkeit unsere Frauen verführen? Alle Zuschauer hörten kaum diese Worte des Melanthius, als sie demselben mit einem ungestümmen Lärmen ihren Beyfall zuklatschten.

Eben diese Gemahlinn Phozions antwortete einer fremden Jonierinn, die ihr ihren goldenen Schmuck, und die mit Edelsteinen besetzten Halsketten und Armbänder zeigte: **Mein ganzer Schmuck ist Phozion, der nun schon seit zwanzig Jahren beständig zum Anführer der Athenienser erwählt worden ist.**

Wie sich Phozion gegen den Harpalus betrug.

Harpalus, Statthalter von Babylon, war vom König Alexander dem Großen abgefallen, und hatte sich mit ungeheuern Schätzen nach Athen geflüchtet, wo er um Schutz, und Aufnahme bath.

Diejenigen Männer, welche durch damals in Athen gewöhnliche öffentliche Reden bey dem Volke, welches diese Aufnahme zu bewilligen, oder zu verweigern hatte, viel vermochten, liefen dem Harpalus häufig zu, und bothen ihm in diesem seinen Gesuche ihre feilen Dienste an. Harpalus gab ihnen von seinem Gelde nur geringe Summen; dem Phozion aber ließ er siebenhundert Talente, beyläufig siebenhunderttausend Reichsthaler, ja alle seine Schätze anbiethen, und wollte sich mit seinem unermeßlichen Vermögen ganz allein ihm anvertrauen. Allein Phozion ließ ihm eine harte Antwort sagen, und ihm drohen, wenn er nicht aufhören würde, die Athenienser durch Bestechungen zu verführen. Harpalus wurde durch diese Antwort Phozions, dessen Macht er kannte, so niedergeschlagen, daß er damals sein Vorhaben, in Athen zu bleiben, aufgab. Als hierauf die Athenienser über seine Bitte Berath-

schlagungen hielten; sah Harpalus, daß diejenigen, die Geld von ihm genommen hätten, sich ganz wider ihn erklärten, und vieles vorbrachten, warum man ihn zu Athen nicht dulden sollte; Phozion hingegen, der nichts angenommen hatte, gab sich alle mögliche Mühe, seine Aufnahme zu bewirken. Harpalus suchte nun noch einmal, dem Phozion diese Willfährigkeit zu belohnen; allein er fand bey allen Umwegen, die er nahm, daß diesem uneigennützigen Manne auf keiner Seite beyzukommen, und er gegen alles Geld unüberwindlich sey.

Wie Phozion die Anträge des Menyllus und Antipaters aufnahm.

Auch Menyllus both dem Phozion Geld und andere Geschenke an. Allein er antwortete: Menyllus sey nicht besser als Alexander, und er habe jetzt keine wichtigere Ursache, warum er Geschenke annehmen sollte, da er sie vom Alexander nicht angenommen habe. Menyllus erwiederte darauf, daß er die Geschenke doch für seinen Sohn Phokus annehmen möchte. Phokus war Ausschweifungen ergeben, und hätte also die Geschenke des Menyllus wohl brauchen können. Aber Phozion sagte: Wenn sich mein Sohn bessert, und mäs-

sig lebt; so wird sein väterliches Vermögen für ihn hinlänglich seyn; lebt er aber fort wie jetzt; so wird kein Vermögen für ihn groß genug seyn.

Dem Antipater, der etwas Unanständiges von ihm verlangte, antwortete er noch härter: Antipater! sprach er, kann nicht verlangen, daß ich zugleich sein Freund, und sein Schmeichler seyn soll.

Antipater selbst soll gesagt haben: er habe zwey Freunde zu Athen, den Phozion und den Demades; den erstern könne er nicht bewegen, etwas von ihm anzunehmen, und dem letztern könne er nicht genug geben.

Phozions letzter Wille.

Als ein Greis von mehr als achtzig Jahren hatte Phozion das Schicksal, welches in Athen vielen rechtschaffenen Männern widerfuhr, daß er zum Tod verurtheilt wurde. Auf die Frage eines Freundes, ob er an seinen Sohn Phokus noch etwas zu bestellen habe, antwortete er: Ja, allerdings, er soll nicht meinetwegen an den Atheniensern Rache ausüben.

Wie rühmlich der König Agis aus der Art geschlagen hat.

Der König Agis von Sparta war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er schon, ob er gleich von seiner Mutter und Großmutter, welche die größten Reichthümer in ganz Sparta besassen, im Ueberflusse und Ueppigkeit erzogen war, sich auf einmal für einen Feind aller Wohllüste erklärte, allen Schmuck und alle Verschönerung seiner körperlichen Gestalt weg warf, aller Pracht entsagte, und sich eine Ehre daraus machte, im schlechten spartanischen Mantel zu erscheinen. Er verlangte auch, daß seine Tafel, seine Bäder, und seine ganze Lebensart nach alter spartanischer Weise eingerichtet seyn sollten, und sagte: Er wünschte nicht die Regierung zu führen, wenn er nicht dadurch die alten Gesetze und urväterlichen guten Sitten wieder herstellen könnte.

Wie dieser tugendhafte König mit seiner Mutter und Großmutter starb.

Durch sein beschämendes Beyspiel, durch seine Gerechtigkeit und nothwendige Strenge machte sich der gute König Agis alle bösen Menschen,

deren es, leider! viele in dem schon verdorbenen Sparta gab, zu Feinden. Diese zettelten einen Aufruhr an, in welchem Agis, um sein Leben zu retten, in einen Tempel fliehen mußte.

Der Bösewicht Leonidas spiegelte ihm verschiedene Hoffnungen vor, um ihn aus dem Tempel zu locken. Weil ihm aber Agis nicht traute; so wandte sich Leonidas an den Aephares, Demochares und Arkesilaus die der König alle drey für seine guten Freunde hielt, und die ihn öfter im Tempel besuchten. Aephares hatte kurz vorher von der Mutter des Königs einige kostbare Kleider und Trinkgeschirre geborgt, und um diese behalten zu können, ließ sich der Niederträchtige verleiten, dem König und seiner Mutter nach dem Leben zu stellen.

Weil Agis sonst niemals, als wenn er ins Bad gieng, den Tempel, seine Freystätte, verließ; so beschlossen die genannten drey Männer, sich seiner bey dieser Gelegenheit zu bemächtigen. Sie lauerten ihm auf, giengen einst, wie er aus dem Bade zurückkam, auf ihn zu, grüßten ihn, und giengen unter einem angefangenen Gespräche, wobey sie mit ihm, als einem guten Freunde scherzten, so fort, bis sie an eine Gasse kamen, welche in das öffentliche Gefängniß führte. Hier

packte Aephares den König an, und sagte zu ihm: Ich führe dich zu deinen Richtern, damit du wegen deinem Betragen in der Regierung Rechenschaft legest. — Zugleich warf Demochares, der groß und stark war, dem König den Mantel um den Hals, und schleppte ihn so fort. Andere drangen abgeredeter Massen hinter ihnen auf den Agis zu, und rissen ihn so, da eben niemand auf der Gasse war, der ihm zu Hilfe kommen konnte, in das Gefängniß.

Gleich darauf erschien der Bösewicht Leonidas, der das Gefängniß mit einer starken bewaffneten Mannschaft, die er im Solde hatte, bewachen ließ. Die Verschwornen giengen zum Agis hinein, liessen diejenigen Rathsherren, die mit ihnen einverstanden waren, hinholen, und stellten auf diese Weise den König zur Verantwortung. Agis lachte aber nur über dieses gesetzwidrige und ungerechte Gericht, welches er mit Recht für einen blossen Spott hielt. Aephares sagte zu ihm, seine Herzhaftigkeit würde ihm theuer zu stehen kommen. Ein anderer von den Verschwornen stellte sich mitleidig und nachsichtig, und als wollte er dem König einen rettenden Fingerzeig geben; er fragte ihn, ob er zu seinen Unternehmungen nicht wäre gezwungen worden.

Agis antwortete standhaft: Ich bin von niemanden gezwungen worden; sondern ich habe die Gesetze Lykurgs erfüllen, ihm gleich werden, und die von ihm eingerichtete Regierung nach Schuldigkeit herstellen wollen. — Auf die weitere Frage: ob ihn sein Unternehmen gereue, gab er zur Antwort, es würde ihn seine vortrefliche Absicht nicht gereuen, sollte er auch den Tod vor Augen sehen.

Darauf verdammten ihn die Verschwornen zum Tode, und befahlen den Gerichtsdienern, ihn tiefer in den Kerker an den Ort zu führen, wo die Verurtheilten gewöhnlich erdrosselt wurden. Die Gerichtsdiener wagten es aber nicht, Hand an ihren König zu legen, und eben so wandten auch die Soldaten ihre Augen weg, und verabscheuten die That, den König anzugreifen, als etwas Entsetzliches und Gottloses. Wie Demochares mit allen seinen Droh- und Scheltworten nichts ausrichten konnte; schleppte er endlich selbst den Agis fort.

Der Ruf von des Königs Gefangennehmung hatte sich schon unter dem Volke verbreitet, und es entstand bereits ein Tumult vor dem Gefängnisse, wo sich eine Menge Leute mit Fackeln, und auch die Mutter und Großmutter des Agis

eingefunden hatten; man verlangte mit lautem Geschrey, daß der König der Spartaner vor ein ordentliches Gericht seiner Mitbürger gestellt werden sollte, um sich da, und nicht im Kerker, zu verantworten. Aber eben darum beschleunigten die Verschwornen seine Ermordung, damit nicht mehr Volk zusammen laufen, und den König in der Dunkelheit der Nacht befreyen möchte.

Agis wurde also mit Eile an den Ort seiner Hinrichtung gebracht. Unterwegs sagte er noch zu einem von den Gerichtsdienern, welcher weinte, und kläglich that: Höre auf zu weinen; ich bin, da ich auf eine so widerrechtliche uud schändliche Weise umkomme, viel besser daran, als diejenigen, die mich ermorden. — Nach diesen Worten reichte er seinen Hals selbst dem Stricke dar.

Aephares gieng indessen vor die Thüre des Gefängnisses hinaus, wo ihm des Königs Mutter zu Füssen fiel, und ihn als eine Bekannte und Freundinn anflehte. Er hob sie auf, mit der Versicherung, daß dem Agis keine Gewalt noch sonst etwas Unerlaubtes angethan würde, und ersuchte sie, wenn sie Lust hätte, selbst zu ihrem Sohne ins Gefängniß zu gehen. Wie sie bath, auch ihre Mutter mitnehmen zu dürfen; so sagte er, daß auch dieses gar wohl seyn könnte.

Der Heuchler führte darauf beyde Frauenzimmer ins Gefängniß; schloß aber sogleich die Thüre hinter sich zu, und übergab sodann des Königs Großmutter, die schon sehr alt war, und zu Sparta in der höchsten Hochachtung stand, den Gerichtsdienern zur Hinrichtung. Nach deren Ermordung befahl er auch der Mutter des Königs in das innerste Gefängniß zu treten.

Wie diese ihren Sohn todt zur Erde liegen, und ihre Mutter am Stricke hängen sah; half sie den Gerichtsdienern mit mehr als weiblicher Geistesstärke die erwürgte Mutter abnehmen, legte sie neben dem Körper des Königs hin, bedeckte, und verhüllte sie. Hierauf fiel sie auf den Leichnam ihres Sohnes, küßte sein Gesicht, und sagte: Deine guten Gesinnungen, liebster Sohn! und deine sanfte Menschenliebe haben dich und uns ums Leben gebracht. — Der Unmensch und Erzbösewicht Aephares, der hämisch an der Thüre stand, und das alles sah, und hörte, trat nun näher, und sagte bitter: Da du mit deinem Sohne einerley Denkungsart hast; so mußt du auch mit ihm einerley Strafe leiden. — Standhaft, wie eine Martyrerinn, gieng sie selbst zum Stricke hin, und sagte: O ja! wenn es nur Sparta zum Nutzen gereicht.

Die Feinde des Demosthenes.

Als sich Harpalus, Statthalter von Babylon, nachdem er von dem König Alexander dem Grossen abgefallen war, zu den Atheniensern geflüchtet hatte; war Demosthenes, der durch seine Beredsamkeit bey dem Volke sehr viel vermochte, gewaltig dawider; er gab seinen Mitbürgern den Rath, den Harpalus aus Athen zu jagen, und nicht durch seine Beschützung die Stadt in einen unnöthigen Krieg mit dem König Alexander zu verwickeln. Wenige Tage darauf ließ er sich aber vom Harpalus mit einem großen goldenen Becher und 20 Talenten, beyläufig zwanzigtausend Reichsthalern, bestechen, und widersetzte sich nicht mehr der Aufnahme dieses Mannes.

Die Athenienser merkten, daß sich mehrere aus ihnen bestechen hätten lassen. Damit sie nun den König Alexander nicht gegen ihre Stadt zu einem Kriege reizten; jagten sie den Harpalus fort, und beschlossen, wegen diesen schimpflichen Bestechungen alle Häuser in Athen auszusuchen. Demosthenes verhielt sich bey diesem Beschlusse, wie einer, der sich nichts zu fürchten hat; er schlug selbst vor, daß die Schuldigen bestraft werden sollten.

Diese Unverschämtheit mußte er aber theuer büssen. Er war einer der Ersten, die schuldig befunden wurden, und die Richter verurtheilten ihn zu einer Geldstrafe, die nach unserm Münzfusse bey fünfzigtausend Reichsthaler ausmacht. Da er sie nicht zahlen konnte, wurde er ins Gefängniß gesetzt. Doch wegen der großen Schande dieser Entdeckung, und wegen der Schwachheit seines Körpers, der die Gefangenschaft nicht aushalten konnte, gab man ihm bald Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entkommen.

Als er nun auf dieser Flucht noch nicht weit von Athen war, und sah, daß ihm einige Athenienser, die seine Feinde waren, nachsetzten, wollte er sich verstecken. Sie riefen ihm aber zu, und bathen ihn, da sie näher gekommen waren, daß er etwas Reisegeld, welches sie ihm nachgetragen hätten, ja nicht verschmähen möchte; denn sie wären ihm blos deswegen nachgelaufen. Sie trösteten ihn zugleich, und ermunterten ihn, sein Schicksal geduldig zu ertragen.

Dieser Edelmuth seiner Feinde rührte den Demosthenes so sehr, daß er heftig weinte, und in die Worte ausbrach: **Wie soll ich mein Unglück gelassen ertragen, da ich eine Stadt verlasse, wo die Feinde so gesinnt sind, wie anderswo nicht Freunde!!**

Wie edelmüthig die Athenienser dem Demosthenes verziehen haben.

Während der entflohene Demosthenes ausser seinem Vaterlande lebte; starb Alexander der Große. Nun schickten die Athenienser in die übrigen griechischen Städte eine Gesandtschaft, um sie zu bereden, daß sie sich mit Athen vereinigen, und die Mazedonier, deren König Alexander gewesen war, aus ganz Griechenland vertreiben möchten.

Demosthenes schlug sich ungebethen zu diesen Gesandten, und da er der beste Redner war; leistete er ihnen sehr gute Dienste.

Gleichwie die Athenienser das schlechte Betragen des Demosthenes in der Sache des Harpalus wohlverdient straften; so belohnten sie groß seine Vaterlandsliebe. Sie schickten ihm ein Kriegsschiff nach, um ihn auf allgemeine Kösten abzuholen. Als er wieder zu Athen angekommen war, und in die Stadt gehen wollte; zogen ihm alle Obrigkeiten, alle Priester, und die ganze Bürgerschaft entgegen, und holten ihn mit vieler Huld und Freundlichkeit ein. Mit aufgehobenen Händen pries sich Demosthenes glücklich, daß er so ehrenvoll aufgenommen wurde.

Wegen der von ihm noch zu zahlenden Geldstrafe, die ihm nach der damaligen Strenge der Gesetze nicht erlassen werden konnte, fielen die groß denkenden Häupter Athens auf einen schönen Ausweg, das Gesetz zu erfüllen, ohne dem Demosthenes wehe zu thun. Man pflegte nämlich demjenigen, welcher an einem gewissen Feste den Altar Gottes zierte, ein gewisses Geld aus dem öffentlichen Schatze zu zahlen. Man trug also dem Demosthenes diese Zierung des Altares auf, und zahlte ihm dafür fünfzig Talente, welches eben die Summe seiner Geldstrafe war.

Auch nach seinem Tode erzeigte das athenienſiſche Volk dem Andenken dieses großen Redners eine wohlverdiente Ehre. Es ließ seine Bildsäule von Aerze verfertigen, und verordnete, daß jederzeit der Aelteste aus dem Geschlechte des Demosthenes auf allgemeine Kösten unterhalten werden sollte.

Was der weise Seneka für das Wissenswürdigste gehalten hat. De benef.

„Wer sein ganzes Herz der Tugend schenkt, „und jeden Weg, den sie ihm vorschreibt, leicht „betritt; wer gesellig und leutselig ist, und glaubt,

„er sey für jedermann geboren, wer die Welt
„nur als ein Haus betrachtet, das allen gleich
„gehört; wer sein Gewissen Gott aufdeckt, und
„immer so lebt, als würde er von vielen Augen
„gesehen; wer weiß, daß nichts übel, als was
„schändlich ist, nichts gut sey, als was anstän-
„dig ist; wer nach diesem Gesetze seine Anstalten
„trift, nach dieser Richtschnur handelt, und sich
„richtet; wer, trotz des blendenden Glanzes aller
„Schätze, diejenigen für die elendesten Menschen
„hält, die im blöden und stumpfen Müssiggange
„dem Bauche, und der Wohllust dienen, der
„hat alles nothwendige und nützliche Wis-
„sen erschöpft — Es frommt weit mehr,
„wenn du zwar nur wenige, aber immer gegen-
„wärtige Lehren der Weisheit im Gedächtnisse
„hast, als wenn du wohl vieles gelernet, aber
„nicht in Bereitschaft hast.“

Ende des ersten Bändchens.

„er sey für jedermann geboren, wer die Welt „nur als ein Haus betrachtet, das allen gleich „gehört; wer sein Gewissen Gott aufdeckt, und „immer so lebt, als würde er von vielen Augen „gesehen; wer weiß, daß nichts übel, als was „schändlich ist, nichts gut sey, als was anstän„dig ist; wer nach diesem Gesetze seine Anstalten „trift, nach dieser Richtschnur handelt, und sich „richtet; wer, trotz des blendenden Glanzes aller „Schätze, diejenigen für die elendesten Menschen „hält, die im blöden und stumpfen Müssiggange „dem Bauche, und der Wohllust dienen, der „hat alles nothwendige und nützliche Wis„sen erschöpft — Es frommt weit mehr, „wenn du zwar nur wenige, aber immer gegen„wärtige Lehren der Weisheit im Gedächtnisse „hast, als wenn du wohl vieles gelernet, aber „nicht in Bereitschaft hast.“

Ende des ersten Bändchens.

Prugger, Carl von, 1763-1841

Tugendhafte Gesinnungen und Thaten von Heiden, Juden und Türken, in Erzä
hlungen für Leser aus allen Ständen

Bd.: 1

München (1802)

P.o.germ. 1105 p-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116497-0